

Empirische Psychologie
oder
Erfahrungs-Seelenlehre.

Grundriss der Psychologie

von Dr. Carl Stumpf

§. 1.

Gegenstand und Umfang der empirischen Psychologie.

Wir unterscheiden im Menschen Geist und Körper. Die Erscheinungen, welche aus der Verbindung, dem wechselseitigen Einflusse und Verhältnisse beyder im Kreise der Erfahrung hervor gehen, machen den Inhalt der empirischen Psychologie oder Erfahrungs-Seelenlehre, von welcher die Resultate jener Erscheinungen in eine systematische Ordnung zusammen gestellt werden.

Der Mensch, als geistig-sinnliches Wesen mit seinen drey Hauptvermögen: dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungs- oder Begehrungsvermögen, befindet sich entweder in einem naturgemäßen — folglich gesunden, oder in einem naturwidrigen — also krankhaften Zustande.

Hiernach gibt die Erfahrungs-Seelenlehre:

a) eine Theorie der Geisteskräfte (Verstand, Einbildung, Gedächtniß, Urtheilskraft, Wiß, Scharfsinn, Genie, Talent u. s. w.);

b) eine Theorie des Gefühls (Arten der Gefühle und Affecte: Freude, Betrübniß, Hoffnung u. s. w.);

c) eine Theorie des Triebs (Wille, Leidenschaften, Stolz, Ehrgeiz u. s. w.);

d) eine Theorie der gesunden und krankhaften Zustände. (Zustand des Wachens, Schlafens und Träumens. Blödsinn, Verrücktheit, Nachtwandel, Schwärmerey u. s. w.)

§. 2.

Organische und unorganische Körper.

Da der menschliche Körper die materielle Hülle oder das Organ ist, wodurch die Seele oder der Geist mit der sinnlichen

oder Außenwelt in Verbindung gesetzt wird und ihre Eindrücke wahrnimmt: so muß dieser zuerst betrachtet, und von den übrigen Naturkörpern unterschieden werden.

Körper überhaupt nennt man jeden, in der Natur vorhandenen, durch die Sinne wahrnehmbaren Stoff, der Gestalt hat, und einen bestimmten Raum einnimmt.

Alle Körper sind aber entweder organische oder unorganische.

Organische Körper sind diejenigen, die mittelst gewisser innerer Einrichtungen und Kräfte die Fähigkeit besitzen, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen.

Unorganische Körper heißen diejenigen, welchen mit der Lebenskraft zugleich jene Fähigkeit mangelt.

Die organischen Körper sind entweder animalische oder vegetabilische (Thiere und Pflanzen); die unorganischen Körper bilden das Mineralreich.

Beide Hauptclassen der Körperwelt haben ihre bestimmten Merkmale, wodurch wir sie zu erkennen vermögen.

Merkmale der organischen Körper:

1) Lebenskraft, Selbsterhaltung und Selbstentwicklung; das ist, die organischen Körper enthalten den Keim ihres Wachstumes in sich, vergrößern sich aus sich selbst, nehmen nur solche Nahrungstoffe zu sich, welche ihnen homogen sind und so verarbeitet werden, daß sie dadurch die Natur desjenigen Wesens annehmen, mit dem sie sich vereinigen.

2) Erregbarkeit; das ist, die organischen Körper werden durch äußere Eindrücke afficirt und in Wirksamkeit gesetzt.

3) In den organischen Körpern haben die einzelnen Theile wechselseitigen Einfluß auf einander, erhalten und ersetzen sich, und bekommen auf diese Weise die ihrer Gattung eigenthümliche, und für ihre Bestimmung zweckmäßigste Form.

4) Die organischen Körper werden von andern ihrer Art erzeugt, und haben die Fähigkeit, andere von der nämlichen Art hervor zu bringen.

5) Die Wirksamkeit der organischen Körper hört mit dem Tode auf, das ist, mit der nach mechanisch-chemischen Gesetzen erfolgenden Trennung der Bestandtheile des organischen Ganzen. Der Tod ist aber keine Vernichtung derselben, sondern Umbildung und Verwandlung. Daher der ewige Kreislauf der Natur im Entstehen aus dem Vorgehenden, im Trennen des Vereinigten, und in der Vereinigung des Getrennten.

Merkmale der unorganischen Körper:

1) Mangel an Lebenskraft und selbstständiger Entwicklung; denn das Wachsen oder Zunehmen der unorganischen Körper geschieht von Außen her, durch Ansetzung materieller Theile, oder durch Vermischung. Sie bedürfen daher keine Nahrung. Auch ist ihre Form mehr zufällig und verschieden, als jene der organischen Körper.

2) Gänzlicher Mangel an Erregbarkeit.

3) Die einzelnen Theile der unorganischen Körper haben nicht jenen wechselseitigen Einfluß auf einander, und erzeugen sich nicht.

4) Die unorganischen Körper werden nicht von andern ihrer Art hervor gebracht, sondern bilden sich einzeln selbst nach chemischen Gesetzen, und bringen daher auch keine andern Körper der nämlichen Art hervor.

§. 3.

Seele und Körper.

Die Seele, als das reale und selbstständige Subject und Princip des Bewußtseyns, ist das eigentliche Ich des Menschen im Gegensatze zu dem Körper, indem letzterer das Organ ist, durch dessen Sinneswerkzeuge die Seele Vorstellungen von den Außendingen erhält.

Man hat der Seele ehemahls gewisse Theile des Körpers zu ihrem Wohnsitze oder Central-Puncte angewiesen, was jedoch nicht Statt finden kann, da sie kein sinnliches Wesen ist, folglich in keinen Raum eingeschlossen werden kann. Jener

Irrthum wurde dadurch veranlaßt, daß man bemerkte, gewisse Theile im menschlichen Körper, z. B. das Gehirn, das Rückenmark, einige Eingeweide u. s. w., seyen von so äußerst zarter Beschaffenheit, daß mit ihrer Verletzung die ganze Organisation plötzlich zerstört werden kann.

Die Verbindung und der wechselseitige Einfluß zwischen Körper und Seele wird erst dann vernichtet, wenn die Bestandtheile des Körpers nach chemischen Gesetzen aufgelöst werden. Nach dieser Scheidung hört auch der menschliche Körper auf, organisch zu seyn, und geht in das Reich der unorganischen Körper über.

§. 4.

Das Nervensystem.

Die eigentlichen Verbindungsmittel zwischen Körper und Seele sind die Nerven. Durch sie wirken beyde auf einander.

Die Nerven sind weißliche markige Fäden, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, so daß mehrere solcher Bündel einen Nerv ausmachen. Diese Nerven sind, nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung von verschiedener Stärke, verbreiten sich durch den ganzen Körper, und stehen mit einander in gemeinschaftlicher Verbindung.

Mehrere Nerven, die sich mit einander verflechten und durchkreuzen, werden Nervengeflechte oder Nervenzweige genannt. Das vorzüglichste dieser Nervengeflechte ist das sogenannte Sonnengeflechte, welches sich hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube befindet.

Mehrere Nervenzweige werden mit einander so innig verbunden, daß sie Nervenknoten bilden. Eine Reihe solcher Nervenknoten läuft zu beyden Seiten des Rückgrathes herab.

Alle Nerven des ganzen Körpers überhaupt machen zusammen das Nervensystem aus.

Die Masse der Nerven (das Fluidum, der Nervengeist) ist der nämliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn be-

steht. Er wird aus dem feinsten, ätherähnlichen Stoffe des Blutes erhalten und ersetzt.

Der Körper des Menschen enthält aber insbesondere zwei Haupttheile des Nervensystemes: das reproductive oder vegetative, und das Gehirn- oder Cerebrale System.

Das reproductive oder vegetative Nervensystem hat seinen Sitz im Unterleibe. Sein Geschäft ist die Erhaltung des Körpers und die Beförderung des Wachsthumes. Es wirkt ganz für sich bestehend und unabhängig vom Gehirnsystem. Nur in krankhaften Zuständen gelangen seine Eindrücke bis in das Gehirn, und verursachen dann Schmerz.

Das Gehirn- oder Cerebral-Nervensystem begreift die aus dem Gehirn und dem Rückenmark (welches eine verlängerte Fortsetzung des Gehirns ist), entspringenden Nerven, welche sich theils in den Muskeln so verlieren, daß man ihre Endigung nicht genau bestimmen kann, theils sich nach der Oberfläche des Organismus wenden. Die letztern sind insbesondere die Sinnesnerven, welche von dem Gehirne paarweise zu den fünf Sinnesorganen abgehen, in die Nasenhöhle, in die Augenhöhle, zu dem Innern des Ohres, und nach der Zunge. Die Nerven des eigentlichen Betastungs- oder Fühlungsorgans erstrecken sich gegen die äußere Haut. Diejenigen Stellen des Körpers, worin das feinste Gefühl herrscht, sind mit den meisten Nerven versehen, vorzüglich die Lippen und die Fingerspitzen.

Alle Nerven der Sinnesorgane sind bestimmt, die äußern Eindrücke aufzunehmen und zum Gehirn fortzupflanzen.

Diejenigen Gehirnnerven, welche sich in den Muskeln verlieren, erregen vom Gehirn aus, als ihrem Central-Puncte, die Bewegungen der Muskeln.

Die beyden Nervensysteme stehen mit einander im entgegen gesetzten Wechselverhältnisse, so daß im wachenden Zustande das Cerebral-System vorherrscht, im Schlaf das vegetative.

Die Thätigkeit und die Functionen derselben werden nur

dann gestört, wenn die Nerven in einen krankhaften Zustand gerathen.

Nervenkrantheiten werden demnach diejenigen genannt, welche ihren ursprünglichen Grund in einem der beyden Nervensysteme haben. Sie können aber insbesondere aus drey Hauptursachen entstehen;

- 1) Wenn die Reizbarkeit des Nervensystems zu sehr erhöht;
- 2) wenn dessen Kraft zu sehr vermindert wird;
- 3) wenn das Nervensystem in eine krankhafte Stimmung kommt, ohne daß weder eine Erhöhung noch eine Verminderung der Reizbarkeit und Kraft der Nerven dabey Statt findet.

Die Nervenkranken der ersten Art erhalten von allen äußern Eindrücken zu schnelle und zu heftige Empfindungen, und werden zu übermäßiger, widernatürlicher Thätigkeit, oft sogar zu unwillkürlichem Muskelspiele aufgeregt. Wo der vollkommen gesunde Mensch nur eine gemäßigte und behagliche Empfindung erhält, werden die ihrigen oft bis zum Schmerzhafsten gesteigert. Das nämliche Übermaß und die nämliche Ueberspanntheit zeigt sich auch in ihren Ideen und Phantasien. So entstehen Delirien, zu lebhaftes Träume, Nachtwandel, Erscheinungen u. s. w.

Im zweyten Falle erregen gewöhnliche Eindrücke auf die abgestumpften und erschlafften Nerven entweder gar keine oder nur sehr schwache Empfindungen, und die Muskelbewegungen werden so matt, wie die Ideen und Phantasien.

Die krankhaften Nervenzustände der dritten Art entstehen aus einer fehlerhaften oder verletzten Organisation, und äußern sich dadurch, daß gewisse Eindrücke auf die Nerven ganz andere als die gewöhnlichen Wirkungen hervor bringen. So können z. B. manche Menschen Gerüche nicht vertragen, die andern höchst angenehm sind.

Die veranlassenden Ursachen zu Nervenkrantheiten liegen theils in der Willkühr des Menschen und in seiner Lebensweise, theils aber stehen sie auch nicht im geringsten in seiner Willkühr. Im ersten Falle entstehen sie:

a) Aus fehlerhafter physischer Lebensweise, z. B. durch zu häufigen Genuß von Gewürzen und geistigen Getränken, oder durch zu weichliche Lebensweise, auch durch zu vieles Wachen etc.

b) Durch zu starke geistige Anstrengung.

c) Durch allzu heftige Affecte und Leidenschaften.

Im zweiten Fall entstehen die Nervenübel durch die Einwirkungen der Außenwelt; z. B. durch ungesunde Luft, durch eine im Körper sich allmählig sammelnde Schärfe u. dgl.

§. 5.

Das Bewußtseyn.

So lange der Mensch Vorstellungen, Gefühle und Begierden hat, hat er auch Bewußtseyn von sich selbst und von den Dingen, die außer ihm im Raume sind. So wie nur Dinge durch die äußern Sinne wahrgenommen werden, so wird der Zustand unsers eigenen Ichs durch den innern Sinn wahrgenommen.

Der Mensch besitzt die Fähigkeit, die in der Zeit auf einander folgenden Veränderungen seines Seelenzustandes, die abwechselnden Gefühle etc. sich vorzustellen. Wenn diese Vorstellung zugleich mit einer deutlichen Unterscheidung unsers denkenden Ichs von andern Dingen verbunden ist, so ist es das Selbstbewußtseyn. Dieses Unterscheiden ist nicht die Sache der Sinnlichkeit, sondern des Verstandes, welcher über das denkende Subject selbst reflectirt.

§. 6.

Die äußeren Sinne. Grade ihrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit.

Durch die Sinnesorgane erhalten wir die Empfindungen *) und Vorstellungen von den Gegenständen der Außenwelt.

*) Empfindung (sinnliche) ist die Wahrnehmung derjenigen Veränderungen, welche durch den Eindruck äußerer Gegen-

Der Mensch hat diese Organe mit dem Thiere gemein; einzelne Thierarten besitzen diese Sinneswerkzeuge sogar in einem höheren Grade der Vollkommenheit als der Mensch; wie z. B. der Luchs, der Adler und der Geyer die Sehkraft, die Hunde den Geruchssinn.

Die Sinne werden gewöhnlich in die gröbern und feinem eingetheilt, je nachdem die Organe von den Gegenständen der Wahrnehmung unmittelbar berührt werden oder nicht. Hiernach gehören zur ersten Classe: Berührungss-, Geruchs- und Geschmacksinn; zur letzteren: Gesicht und Gehör.

In je größerer Entfernung ein Sinn die Eindrücke aufnehmen kann, desto größer ist sein Wirkungskreis. So erhalten wir auch die meisten und wichtigsten Begriffe durch das Gesicht und das Gehör.

Wir bemerken in den Sinnen beyder Classen verschiedene Grade der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, wodurch ihre Wirksamkeit, mehr oder weniger, befördert oder gehemmt wird.

Die Ursachen der Unvollkommenheit der Sinne liegen theils in den Organen selbst, theils außer ihnen. Ursachen der erstern Art sind:

- a) Die Beschaffenheit der Sinnesnerven.
- b) Der fehlerhafte Bau des Organs.
- c) Abnahme der Lebenskraft durch Krankheit oder Alter, womit auch die Kraft des Sinnesorgans selbst abnimmt.
- d) Zu lange oder zu heftige Anstrengung.
- e) Uebermäßige Erhöhung oder Verminderung der Reizbarkeit.

Die Ursachen der zweyten Art liegen theils im Geiste, theils im Gemüth. So wirken zu lebhafte Vorstellungen, zu heftige Leidenschaften, Überspannung der Einbildungskraft u. dgl.

stände auf die Sinneswerkzeuge hervorgebracht werden. Die Vorstellungen, welche die Seele von den Dingen der Außenwelt durch die Sinne erhält, heißen sinnliche Anschauungen.

sehr nachtheilig, und führen Täuschungen oder Mangel an Wahrnehmung herbey. Man betrachte z. B. einen Jornigen, der in seiner Wuth weder hört, noch sieht, noch fühlt!

Die Vollkommenheit der Sinne besteht vorzüglich:

a) In einer leichten Empfänglichkeit und reinen Aufnahme des Eindrucks;

b) In einer dadurch hervorgebrachten feinen Empfindung, ohne zu heftigen Affect des Reizes.

Die zur Vollkommenheit der Sinne wesentlich nothwendigen zwey Haupteigenschaften sind demnach die *Schärfe* und die *Feinheit* derselben.

S. 7.

Sinnes s c h ä r f e.

Die *Schärfe* des Sinnes (das Gegentheil der Stumpfheit) läßt uns die Gegenstände leicht und richtig wahrnehmen und ihre Eindrücke schnell auffassen.

Die Mittel zur Erhaltung und Beförderung dieser Eigenschaft sind:

a) Die gesunde Beschaffenheit des Körpers überhaupt und jedes einzelnen Organs insbesondere. Jeder krankhafte Zustand (allgemeiner oder specieller) wirkt auf die *Schärfe* des Organs nachtheilig. So z. B. sieht der Gelbsüchtige alles gelb. Fieber und Schnupfen schwächen den Geruchs- und Geschmacksinn. Auch durch den stärkern Genuß von Gewürzen, geistigen Getränken, Rauchtabak *ic.* wird der Geschmacksinn abgestumpft; durch Schnupftabak wird die *Schärfe* des Geruchsinnes vermindert. Die harte Hand des gemeinen Mannes empfindet das Sanfte eines Rosenblatts wenig oder gar nicht. Man muß folglich, so viel möglich, alles vermeiden, was entweder das Nervensystem oder die Sinne unmittelbar zu sehr afficirt. Mäßigkeit in jedem Genuße ist das beste Mittel, die Sinne bis in das späte Alter gesund und frisch zu erhalten.

b) Anhaltende, aber mäßige Übung und nicht überspannte Anstrengung des Organs zu der ihm eigenen Bestimmung.

Beides wirkt stärkend und schärfend. So übt z. B. der Maler die Sehkraft, der Tonkünstler das Gehör.

c) Gehörige Anwendung der Aufmerksamkeit bey Beobachten, welche den Sinn sehr unterstützt.

Wie wichtig die Schärfe der Sinne für den Menschen sey, zeigt sich daraus, weil alle Vollkommenheit der Erkenntniß auf der Vollkommenheit der Erfahrung, diese aber auf der Vollkommenheit der Sinne beruht.

So wie aber der Sinn in seinen Wahrnehmungen durch die auf den Gegenstand angewendete Aufmerksamkeit sehr unterstützt wird, eben so wird auch der voll und kräftig ausgebildete Sinn den Reizungen einer kränkenden und verirrten Phantasie widerstehen. Daher hat man auch die Bemerkung gemacht, daß die kräftigen und praktischen Menschen weit weniger sentimental und phantastisch sind, dafür aber auch weniger getäuscht und beunruhigt werden.

§. 8.

Sinnesfeinheit.

Die Feinheit eines Sinnes besteht darin, daß er uns in den Stand setzt, zwischen mehreren Gegenständen rein und leicht zu unterscheiden. Sie kann jedem der fünf Sinneswerkzeuge zukommen; auch lassen sich alle Sinne beträchtlich verfeinern.

Die Sorgfalt, das Sinnesorgan in gutem Zustande zu erhalten, verbunden mit einer zweckmäßigen Übung desselben, tragen auch zu Verfeinerung vieles bey. Sobald aber diese ihre Gränzen überschreitet, wird sie Überfeinerung, welche die Sinne vielmehr abstumpft, als veredelt. Man hat daher ganz richtig bemerkt, daß der verfeinerte Mensch gewöhnlich nicht die feinsten Sinne hat, weil er sie entweder abstumpft oder wenigstens nicht übt. Der Naturmensch hat hierin meistens den Vorzug. So z. B. wird von den Amerikanern erzählt, daß sie das Feuer in weiterer Entfernung riechen, als wir Europäer es zu sehen vermögen.

Oft wird auch durch den Verlust eines Sinnes, die Feinheit anderer sehr befördert. So ist z. B. bey den Blindgeborenen der Betastungssinn äußerst fein.

Daß übrigens sowohl die Schärfe als auch die Feinheit der Sinne sich vorzüglich auf den ungeschwächten Zustand derselben gründet, zeigt sich insbesondere daraus, daß ihre Wachsamkeit und Wahrnehmungskraft des Morgens am stärksten ist.

§. 9.

Sinnesstörung.

Soll ein auf unsre Sinne gemachter Eindruck vollkommen richtig und deutlich aufgefaßt werden, und hiernach die wahre und zweckmäßige Wirkung auf das Vorstellungsvermögen hervorbringen: so darf er weder zu stark noch zu schwach seyn, weder zu lange anhalten, noch zu schnell vorübergehen; denn zu schwache oder zu flüchtige Eindrücke werden gewöhnlich zu wenig oder gar nicht bemerkt, wogegen die zu starken betäubend, die zu langen aber ermüdend wirken.

Bei den sinnlichen Wahrnehmungen kommen häufig Täuschungen vor. So z. B. glaubt der Schiffende, das Ufer mit allen darauf befindlichen Gegenständen bewege sich. Die Dämmerung zeigt uns manche Gestalten viel größer und fürchterlicher, als sie wirklich sind. Das plötzliche Fallen irgend eines Körpers scheint oft ein Schuß zu seyn u. s. w.

Wir müssen daher gegen die Angabe der Sinne sehr auf der Hut seyn. Leidenschaften, Vorurtheile, augenblickliche Stimmung, Leichtgläubigkeit, Unkenntniß der Physik u. c. bewirken die meisten Täuschungen und Irrthümer, welche durch Erhaltung der Sinne in gutem Zustande, durch Übung, Aufmerksamkeit, Gemüths- und Geistesruhe am sichersten vermieden werden.

Wir betrachten nun die Beschaffenheit und den Wirkungskreis jedes einzelnen Sinnes.

Der Gefühls- und Betastungsinn.

Dieser ist der eigentliche Fundamentalsinn. Geschmack und Geruch sind örtliche Modificationen desselben. Er entwickelt sich unter allen Sinnen zuerst und er stirbt der letzte. Der Ohnmächtige fühlt den auf die Lippe getropften Geist, der Sterbende den Druck der Hand, wenn Gesicht und Gehör schon verschwunden sind.

Die wichtigste Art von Gefühl für unser Erkenntnißvermögen ist die *Betastung*. Bey einigen Thierclassen (insbesondere bey den schaligen und mit Hornhaut gespannten Insecten, z. B. bey den Spinnen, Krebsen, Käfern u.) ist kein *allgemeines*, über den ganzen Körper ausgebreitetes Gefühl vorhanden, sondern nur ein *locales*, beschränkt auf ein Organ, nämlich die sondirenden Fühlhörner und Fühlfäden *), in denen der Nervensaft beginnt.

Bey den Würmern scheinen die fünf Sinne in den einzigen Gefühls- oder Betastungsinn verschmolzen zu seyn. Wenigstens bemerkt man sie nicht bestimmt. Für ihre höchst einförmige Lebensweise scheint auch dieser allgemeine Gefühlsinn hinreichend zu seyn. Für die Eindrücke des Lichts und der Wärme sind sie daher am meisten empfänglich; wenigstens wird dieses aus ihren sehr unruhigen Bewegungen vermuthet.

Bey dem größten Theil der höhern Thiergattungen ist die *Zunge* das eigentliche *Betastungsorgan*, nicht Geschmacksorgan, wie bey den Menschen. Bey Kindern so wie bey rohen und blöden Menschen ist der Betastungsinn der vorherrschende und wird von ihnen insbesondere häufig gebraucht.

Dieser Sinn fordert zwar zu jedem Eindruck unmittelbare Berührung des Gegenstandes und des Werkzeuges, kann aber dennoch sehr cultivirt werden. Die *feinsten* Betastungswerk-

*) Der Unterschied zwischen Fühlhörnern und Fühlfäden besteht darin, daß die erstern harte und articulirte, die letztern aber weiche, biegsame und unarticulirte Organe sind.

zeuge sind die Lippen und die Fingerspitzen, in denen die meisten Nerven zusammenkommen.

Zum Schlusse noch einige einzelne Bemerkungen über diesen Sinn:

1) Durch das Gefühl erhalten wir die Vorstellungen von den wichtigsten Eigenschaften der Körper, von der Undurchdringlichkeit, Härte, Weichheit, Festigkeit, Flüssigkeit zc.

2) Besonders fein wird der Betastungsinn bey den Blinden, vorzüglich bey den Blindgeborenen. So haben diese z. B. in den für sie errichteten Erziehungs-Instituten eigene, etwas erhöht gedruckte Bücher und Landkarten.

Einen ähnlichen Grad der Feinheit erreicht das Gefühl manchemahl auch bey tauben Menschen. Ein merkwürdiges Beyspiel wird in dieser Hinsicht von dem verstorbenen Pferdarzt Kersting zu Hannover erzählt:

„Als Jemand, im Gespräche mit andern Anwesenden, seinen Mund zufälliger Weise nahe an Kerstings Hand brachte, empfand dieser mancherley verschiedene Eindrücke, welche die Töne der einzelnen Worte und Buchstaben auf seine Nerven machten. Da er nun durch öfteres Wiederhohlen diese Eindrücke, die z. B. das K, das S, und die andern Buchstaben, indem sie ausgesprochen wurden, auf ihn machten, hinlänglich unterscheiden gelernt hatte, setzte er sich auf diese Art ein eigenes Alphabet zusammen, so daß er einen Menschen, der langsam gegen seine Hand sprach, verstehen konnte, wenn er auch die Bewegung seines Mundes gar nicht sah.“ —

Zur Vollkommenheit des Gefühlsinnes wird erfordert:

a) Daß die Nerven weder überreizt, noch abgestumpft seyen.

b) Daß die Fasern *) weder zu steif, noch zu erschlafft und schwach seyen.

c) Feinheit der Oberhaut, welche die Nerven überdeckt.

*) Fasern werden jene zarten Fäden genannt, mit welchen die festen Theile der Thier- oder Pflanzenkörper zusammengewebt sind.

Dieser feinen Membrane wegen haben Kinder und Weiber ein feineres Gefühl, als die Männer; darum hat man auch an solchen Stellen, wo statt der weggekommenen verletzten Oberhaut eine neue nachwächst, ein viel feineres Gefühl.

Die Unvollkommenheit des Gefühls besteht entweder darin, daß

a) Die Empfindung beym Gefühle heftiger ist, als sie, ihrem Zwecke gemäß, seyn sollte; oder

b) Daß die Empfindung beym Gefühle sich in einem geringeren Grade äußert, als er zu dem Zustande der Vollkommenheit erfordert wird.

Beide Fehler können durch diätetische oder medicinische Mittel verbessert werden. Im ersten Fall z. B. sind solche Mittel gut, welche das zu dichte oder zu häufige Blut wässriger, und dadurch die Fasern schlaffer machen; ferner: Vermeidung von Gewürzen, dagegen mehr Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich, kälteres und feuchteres Klima, Bäder, körperliche Arbeit &c. Im zweyten dienen äußerliche und innerliche Reizmittel.

S. 11.

Der Geruchssinn.

Der Geruchssinn ist gleichsam eine feinere Modification des Gefühlsinnes. In Thätigkeit wird er gesetzt durch die, aus den Körpern ausdünstenden, äußerst feinen Theilchen, welche das — auf der Schleimhaut der Nasenhöhle sich ausbreitende Nervenverzweige afficiren, von welchem dann der empfangene Eindruck auf das Gehirn fortgepflanzt wird.

Wie groß die Feinheit der Geruchsstoff-Theilchen sey, zeigt sich schon daraus zur Genüge, daß man an Körpern, von welchen sie in Menge ausdünsten, dennoch kaum eine Abnahme der Schwere bemerkt, und daß das kleinste Stück eines stark riechenden Körpers in wenig Augenblicken den Raum eines großen Zimmers erfüllt.

Den vierfüßigen Thieren ist der Geruchssinn das, was dem Menschen der Geschmacksinn ist. Der Geruch ist bey je-

nen das Vorkosten des Geschmacks, reizt ihre Eßbegierde, und wird ihnen dadurch sehr nützlich, daß er sie in der Wahl der ihnen bestimmten Nahrungsmittel leitet, indem sie nur das genießen, was ihrem Geruchssinn angenehm ist, folglich ihnen zu gesunder Speise dient. Auf gleiche Art erkennen sie auch das ihnen nicht Zuerkannte oder Schädliche *). Uns Menschen ist er nicht von solcher Wichtigkeit; indeß vermögen wir doch auch dadurch manche gute und böse Eigenschaften der Dinge zu erkennen, z. B. die uns höchst schädlichen mephytischen Luftarten 2c.

Im Menschen entwickelt sich der Geruchssinn erst im dritten Lebensjahr. Vorher vermag das Kind wohl Gegenstände der Betastung zu unterscheiden, Gerüche aber nicht, wenigstens läßt sich kein Zeichen der Afficirung an demselben bemerken.

Mit dem Geschmack steht der Geruch in naher Verbindung; er ist aber von feinerer Art: denn der Geschmack erfordert die unmittelbarste Berührung des Gegenstandes, welcher den Geruchssinn schon aus weiter Entfernung afficiren kann.

Die Zweige des Geruchsnerven werden immerzu von der ihnen vorliegenden Schleimhaut befeuchtet, weil sie sonst, durch das immerwährende Athemhohlen, von der Brust ausgetrocknet, und dann zu ihrer Verrichtung unbrauchbar würden.

§. 12.

Der Geschmacksinn.

Den Geschmacksinn haben die Thiere nicht; den vierfüßigen Thieren fehlt sogar, wie die Anatomen entdeckt haben, der Zungennerv des fünften Nervenpaares.

Dem Menschen, — besonders dem sinnlichen, ist der Geschmacksinn das, was der Geruchssinn dem Thiere ist, und

*) Bey den Würmern entdeckt man nirgends eine Spur von Geruchsorganen. Bey den Insecten vermuthet man sie, weil viele derselben Aser, faulen Käse, Fleisch 2c. wittern, wie z. B. der Todteugraber, die große Fleischfliege u. dgl.

verleitet ihn daher zu übermäßiger Gaumenlust. Seine eigentliche Entwicklung beginnt im Kinde erst dann, wenn es anfängt, vielfachere Speise zu sich zu nehmen.

Das Schmecken selbst geschieht dadurch, daß das Ge-
zweige des Zungenervs, welcher sich, auf der Oberfläche der Zunge, in kleine Wärzchen endigt, von Körpern unmittelbar berührt wird. Die Wärzchen richten sich beim Act des Schmeckens empor. Man hat daher bemerkt, daß die Zunge bey Menschen, die den Geschmack verloren haben, ganz glatt ist.

Der Geschmackssinn kann auf vielfache Weise geschwächt oder ganz zerstört werden, z. B. durch Lähmung der Zungen-
nerven, durch zu sehr afficirende Reizungen, durch Verdickung, Schärfe oder mangelnde Absonderung des Speichels. Wie sehr er dagegen, durch öftere, aber gemäßigte Übung, verfeinert werden kann, dieß beweisen die Weinkenner durch ihr Kosten, die Koche u. s. w.

§. 13.

Der Gehörsinn.

Dieser Sinn wird durch den Schall in Thätigkeit gesetzt. Ein Beweis für das Edle und Feine dieses Sinnes liegt schon darin, daß er für bloße wellenförmige Lufterschütterungen und ihre Modificationen empfindlich ist.

Das Ohr des Menschen ist zwar kleiner als das der meisten Thiere höherer Art, aber viel künstlicher gebaut als jedes andere. Man unterscheidet an demselben vorzüglich folgende Theile:

a) Das äußere Ohr, das ist, die Muschel und den knorplichen Gehörgang.

b) Die schneckenförmig gewundene Gehörgangs-
röhre, welche mit dem Trommelfelle schließt, das ist, einem nach innen conver gewölbten, sehr elastischen Häutchen.

c) Die nach dem Trommelfelle folgende Trommel-
höhle, mit den Gehörknöchelchen und einem Canat, in wel-

chem sich der Gehörnerve befindet. Hier wird der Schall gebildet, von da bis zum Gehirn fortgepflanzt, und durch die angeregte Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit der Seelenkraft, S. 3. zur Empfindung und Vorstellung bearbeitet.

Das äußere Ohr dient vorzüglich dazu, den Schall, nämlich die erschütterte Luft, aufzufangen und in den Gehörgang zu leiten. Man bemerkt dieses am auffallendsten an Pferden und Hunden, die, wenn sie schärfer hören wollen, die Ohren spitz in die Höhe zu richten pflegen.

Die Säugethiere haben künstlichere Gehörwerkzeuge als die übrigen Thiergattungen. Von den Säugethiern abwärts, bey Amphibien, Fischen u. s. w. werden die Gehörwerkzeuge immer einfacher, bis sie endlich ganz verschwinden.

So ein scharfes Gehör also einige Thiere der höhern Art besitzen, eben so unvollkommen ist dieser Sinn bey andern Gattungen. So hat z. B. die Natur auf das Hören und Sehen der Krebse nur ein Organ verwendet. An den Insecten und an den Maulwürfen bemerkt man gar kein äußeres Ohr. Die Würmer sind des Ohres größten Theils beraubt.

Das Thier überhaupt hört nur Schalle, und gibt nur Laute von sich *). Bey dem Gesangvogel ist die Stimme noch

*) Schall ist der allgemeine Ausdruck für jede hörbare Lufterschütterung; Ton aber ein Klang, in so fern er eine gewisse Höhe oder Tiefe hat. So z. B. erregt der Stoß des Windes auf Körper, oder eines Körpers gegen den andern, einen bloßen Schall; Saite, Glocke, Orgelpfeife u. s. w. bringen einen Klang oder Ton hervor. Die einfachsten oder am wenigsten vielfachen Luftschwingungen geben den Grundton. Ein Ton ist rein, wenn man dabey nur einen Ton, oder doch darneben keine andern als harmonische Töne hört, wie z. B. die doppelte Octave, die zugleich anklingt, oder der gewöhnliche Accord, der aus drey verschiedenen, aber zusammen klingenden Tönen besteht: dem Grundtone, der Terze und der Quinte (z. B. C. E. G.) Dieser Accord wird bey dem einzelnen Anschlage jedes schallenden Körpers gehört. Unrein heißt der Ton, wenn die mit demselben zugleich gehörten Töne einen Mißklang machen.

am ausgebildetsten. Dagegen aber geben mehrere Thiere nur im äußersten Nothfalle Töne von sich, wie z. B. die Hasen, Maulwürfe u. s. w.

Nur der Mensch ist für articulirte Töne empfänglich, daher auch nur sein Gehör Sprachsinn und Ton sinn wird, und des Wohllautes Empfindung ihm in die Seele dringt. Auch vermag er allein nicht bloß die mit Schnelligkeit auf einander folgenden, sondern auch die zu Accorden verbundenen Töne zu unterscheiden.

Das Trommelfell ist ein so wesentlicher Theil des Hörorgans, daß, wenn es gesprengt wird, unmittelbare Taubheit erfolgt. Im Schlafe ist es abgespannt, daher es auch in diesem Zustande von einem stärkern Schalle berührt werden muß, damit wir hören.

Die Höhe und Tiefe der Töne wird durch die größere oder geringere Geschwindigkeit und Menge der kreisenden Luftschwingungen in einer bestimmten Zeit bewirkt.

Die Stärke eines Schalles oder Tones hängt von mehreren Ursachen ab:

a) Von der Größe der Luftschwingungen oder Luftkreise, das ist, von dem Raume, welchen die Lufttheile beschreiben.

b) Von der Menge der Lufttheile, welche das Ohr erhält.

c) Von der größern oder geringern Entfernung des schallenden Körpers vom Ohre.

d) Von der Größe des schallenden Körpers.

e) Von der Richtung des Schalles und der Luft. Ohne Hinderniß ist diese Richtung immer geradlinig.

f) Von der Dichtigkeit der Luft.

An Umfang und Mannigfaltigkeit steht zwar das Gehör dem Gesichte nach; dagegen aber sind die Eindrücke des erstern im Moment der Afficirung stärker, weil die Gehörnerven von der Luft, als einem größern Elemente, stärker getroffen werden, als das Auge von dem beträchtlich feineren Lichtstoffe.

§. 14.

Der Gesichtssinn.

Da das Auge das Werkzeug dieses edelsten und feinsten Sinnes ist: so wird es nothwendig, zuerst den außerordentlichen kunstvollen Bau und die Haupttheile desselben zu erklären.

Der Augapfel ist bey dem Menschen, so wie bey den meisten Thieren, fast kugelrund; nur vorne erhebt sich der durchsichtige Theil desselben, so daß er hierdurch von der vollkommenen Kugelgestalt abweicht. Er liegt in der Augenhöhle, in welcher er durch sechs Muskeln nach allen Seiten hin beweglich ist. Im Hintergrunde schließt sich der Sehnerv an ihn.

Die Haupttheile, aus welchen das Auge besteht, sind: Drey Häute und drey Feuchtigkeiten.

Die drey Häute werden genannt:

- a) die harte Haut;
- b) die braune Haut, auch Gefäß- oder Aderhaut; und
- c) die Netzhaut, auch Mark- oder Nervenhaut.

Die drey Feuchtigkeiten heißen:

- a) die wässerige;
- b) die gläserne; und
- c) die krystallene.

Die harte Haut, als die erste oder vorderste, umgibt den Augapfel ganz. Sie ist sehr fest und dick, weiß, undurchsichtig und elastisch. Nur ganz vorne am Auge wird sie höher gewölbt, dünner und durchsichtig, und bekommt hier den Namen Hornhaut.

Inwendig ist die harte Haut mit der schwärzlichen Ader- oder Gefäßhaut bekleidet, die mit sehr vielen Blutgefäßen durchflochten ist.

Diesenige Haut, welche den farbigen Ring im Auge bildet, wird die Regenbogenhaut genannt. Sie ist von verschiedener Farbe; nach ihr wird die Augenfarbe des Menschen

benannt. Die Öffnung in diesem Ringe, welche sich bey starkem Lichte zusammen zieht und bey dem schwachen erweitert, heißt der Stern oder die Pupille. Sie erscheint, wegen der nahe an ihr liegenden schwärzlichen Aderhaut, von außen immer schwarz. Durch die Pupille strömen die Lichtstrahlen in das Auge.

Die Netzhaut ist die innerste Haut des Auges, und zwar eine sehr zarte, fast brechartige Ausbreitung des Sehnervens. Auf sie geschieht bey dem Sehen der eigentliche Eindruck des Lichtes.

Die drey Feuchtigkeiten des Auges liegen zwischen den beschriebenen Häuten. Im vordern Theile des Auges befindet sich die wässerige; die gläserne erfüllt den hintern und größten Theil des Auges, insbesondere die ganze Höhle der Netzhaut. Die krystallene Feuchtigkeit (auch Krystall-Linse genannt) liegt zwischen beyden.

Das Sehen selbst geschieht auf folgende Art: Von jedem Puncte eines leuchtenden oder erleuchteten, in die Augen fallenden Körpers, gehen nach geraden Linien Strahlenkegel aus, und zwar auf solche Weise, daß die Spitze dieser Strahlenkegel auf dem sichtbar werdenden Körper oder Gegenstand, ihre Grundfläche aber auf der vordern Fläche der convexen Hornhaut ruht.

Dieser Strahlenkegel dringt nun durch die Hornhaut und die wässerige Feuchtigkeit, sodann durch die Krystall-Linse (das Hauptwerkzeug der Strahlenbrechung), und endlich durch die gläserne Feuchtigkeit. In einiger Entfernung hinter der Krystall-Linse vereinigen sich dann die Strahlen des Lichtkegels in einem Puncte wieder. Dieser Vereinigungspunct fällt dann auf die Netzhaut, auf welcher er den Gegenstand in umgekehrter Stellung, wie in einer Camera obscura, abbildet *).

*) Es ist nothwendig, hier auch der Farbengebung, in welcher uns die sichtbare Welt erscheint, in Kürze zu erwähnen. Sie beruht hauptsächlich auf zwey Dingen:

1) Auf der verschiedenen Beschaffenheit der Oberfläche der

Dem zarten, von so vielen Übeln gefährdeten, und leicht verletzbaren Auge drohen insbesondere zwey Hauptfeinde: der graue und der schwarze Staar. Beyde verursachen Erblindung.

Der graue Staar entsteht, wenn die Krystall-Linse so verdunkelt oder verdichtet wird, daß sie keine Lichtstrahlen mehr durchgehen läßt. Er kann dadurch gehoben werden, daß man in den Augapfel einen Einschnitt macht, und sodann die Krystall-Linse entweder aus ihrer Stelle seitwärts drückt, oder sie ganz heraus nimmt. Man sieht ohne die Krystall-Linse zwar viel schwächer, aber dennoch, da ein Bild auch ohne sie entstehen kann, weil die wässerige und die gläserne Feuchtigkeit ebenfalls die Strahlen brechen und wieder vereinigen. Viele bedienen sich nach der Operation, besonders zum Lesen, der so genannten convexen Staarbrillen, um die Strahlenbrechung, welche durch die fehlende Krystall-Linse vermindert wird, zu verstärken.

Der schwarze Staar ist unheilbar, da er durch Lähmung und gänzliche Unempfindlichkeit des Sehnervs und der von demselben gebildeten Netzhaut entsteht.

Körper, wornach sie nur gewisse Farben des Lichtstrahles durchlassen.

2) Auf der verschiedenen Brechung der Lichtstrahlen, welche, ob schon sie weiß erscheinen, doch aus mehreren einfachen Farben bestehen, die sich erst bey der Brechung einzeln darstellen.

Nach dieser Theorie haben z. B. rothe Gegenstände eine Oberfläche, welche die sechs übrigen Farben des Sonnenlichtes verschluckt, und nur das rothe Licht zurück wirft. Körper von weißer Farbe haben eine Oberfläche von der Beschaffenheit, daß sie das auf sie fallende Sonnenlicht nicht in seine einfachen Farben zerlegt, sondern es in derselben unzertheilten Mischung wieder zurück wirft. Dagegen haben Körper, die uns im Lichte schwarz erscheinen, eine Oberfläche von der Beschaffenheit, die alle Lichtstrahlen verschluckt, also keinen in unser Auge zurück wirft. Das Ausführlichere dieser Theorie gehört in die Naturlehre.

Bei manchen Arten der warmblütigen Thiere ist der Gesichtssinn sehr scharf, wie z. B. bey vielen Raubthieren; manche von diesen aber sehen dafür in der Nähe um so weniger, wie z. B. mehrere Raubvögel: Geyer, Falken u. s. w.

An vielen Würmern, besonders an denen, die in den Eingeweiden anderer Thiere leben, entdeckt man keine Spur von einem Auge oder von einer Sehkraft überhaupt. Auch die Polypen haben keine wirklichen Augen. Ein allgemeiner Gefühlsinn scheint bey ihnen die Stelle aller andern Sinne zu vertreten; so sind sie für das Licht empfindlich, ziehen ihre Arme bey der geringsten Bewegung des Wassers ein u. s. w. Selbst ihr Inneres ist ganz hohl, und ohne Spur eines Organs; man hat es deßhalb mit dem abgeschnittenen Finger eines Handschuhes verglichen.

Auch unter den Insecten gibt es manche Arten, an denen man gar keine Augen entdeckt; andere aber haben dagegen mehrere Augen; so hat z. B. die Spinne deren acht. Bei allen Insecten überhaupt ist an den Augen keine äußere Bewegung wahrzunehmen *). Der größere Theil derselben ist mit zwey Arten von Augen versehen, einfachen und zusammen gesetzten oder vielfachen. Diese letztern sind kleine, sechseckige, in der Mitte pyramidenförmig erhobene Flächen, deren man auf dem Auge eines Käfers über 3000, auf dem Auge einer Fliege über 8000, auf dem Auge eines Schmetterlings aber an 17,000 zählt. Man vermuthet, daß die einfachen Augen für nahe Gegenstände, die vielfachen aber für die entfernten dienen. Der Maulwurf ist nicht, wie Manche glauben, ohne Augen. Er hat wirkliche Augen; sie werden aber kaum bemerkt, weil sie sehr klein sind, und ganz im Felle versteckt liegen.

Man hat sehr richtig bemerkt, daß die Augen der Thiere schwerer zu täuschen sind, als die menschlichen; denn jene sehen immer das, was sie sehen, so wie es wirklich erscheint; der

*) Nur der Krebs macht eine Ausnahme; seine zwey Augen sind auf Stielen beweglich.

Mensch aber steht immer zugleich mit der Phantasie, die ihn sehr oft verleitet, die Sache anders zu sehen, als sie wirklich erscheint, z. B. bald schöner, bald häßlicher, nach Verschiedenheit seiner Gemüthsstimmung. Eben so zeigt sich auch bey dem Menschen, nach Verschiedenheit des Seelenzustandes und der Zeit eine große Verschiedenheit des Sehens; wahrscheinlich eine Folge des viel zarteren und reizbarern Sehneros.

Sonst ist noch zu bemerken, daß die Gesichtsempfindungen sich der Geistigkeit am meisten nähern, da wir bey ihnen allein den Gegenstand und die körperliche Afficirung nicht fühlen.

Aus der bisher vorgetragenen Theorie der Sinne geht die Gewißheit hervor, daß der vollkommen gesunde Zustand der Sinne das zuverlässigste Mittel zur leichtern und schnellern Entwicklung einer gesunden Vernunft und eines richtigen Verstandes sey, indem der Geist nur mit reinen Sinnen rein auffassen kann, und nur dadurch in den Stand gesetzt wird, die Natur nicht nur zu vernehmen, sondern auch zu verstehen.

Reine Sinne, reiner, sicherer Verstand und ein reines, offenes Herz gründen sich wechselseitig auf einander. Darum erhielt der Mensch vorzugeweise so viele Mittel zur Veredlung seiner Sinne, die dem Thiere nicht zu Gebote stehen, und die er daher zu seiner Verbesserung recht anzuwenden verpflichtet ist.

Wer seine Sinnesorgane aus eigener Schuld schwächt oder zerstört, begeht daher ein dreyfaches Verbrechen: gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere Menschen.

§. 15.

Der innere Sinn.

Die Fähigkeit, wahrzunehmen, was außer und neben uns vorgeht, ist auffallend verschieden von der Gabe, zu merken, was in uns vorgeht. Hierauf gründet sich der Unterschied zwischen äußerem und innerem Sinn.

So wie wir durch die äußern Sinne die Wahrnehmung derjenigen Dinge erhalten, die außer uns im Raume existiren: eben so ist der innere Sinn (gleichsam eine Wiedergeburt des vom äußern Sinne Wahrgenommenen), die Fähigkeit, die in der Zeit auf einander folgenden Zustände unserer Seele, das ist, den Zustand unsers eigenen Ich wahrzunehmen, und denselben uns vorzustellen. Das Unterscheidende der Zustände dieses Selbstbewußtseyns ist also nicht die Sache des sinnlichen Organismus, sondern das Geschäft des Verstandes. Man kann daher auch den äußern Sinn die Anschauung des Körperlichen, den innern die Anschauung des Geistigen nennen. Zur letztern vermag nur der geringere Theil der Menschen sich zu erheben; besonders dann, wenn sie einen gewissen Grad der Klarheit erreichen soll.

Der äußere und innere Sinn zusammen, machen erst das vollkommene Wahrnehmungsvermögen der Seele aus. [Keiner von beyden kann im Menschen ohne den andern bestehen; beyde unterstützen sich wechselseitig, und werden durch einander in Wirksamkeit gesetzt *]. Es kann aber wohl der eine oder der andere von beyden eine längere oder kürzere Zeit der vorherrschende seyn. Wir können uns z. B. mit Betrachtung der Außendinge beschäftigen, ohne dabey einen Blick in unser Inneres zu thun; dagegen aber können wir auch in eine Selbstbeschauung verfallen, wobey die Sinne sich dem Eindrücke der Außendinge ganz verschließen.

Diese Selbstbeschauung, in welcher man sich durch Übung und Anstrengung einen hohen Grad von Fertigkeit erwerben kann, gewährt uns, nicht zu weit getrieben, den großen Vortheil, daß wir uns von den mannigfaltigen Zerstreuungen der Außenwelt sammeln, Leidenschaft und Einbildungskraft in den

*) Wie sehr der innere von dem allgemeinen Zustande des Körpers abhängt, zeigt sich, nebst vielen andern Erscheinungen, schon dadurch, daß jener innere Sinn im Schlafe sehr vermindert wird, durch krankhafte Nervenzustände in Verwirrenheit geräth, und in der Ohnmacht ganz verschwindet.

Schranken halten, und in uns einen gewissen Punkt des Strebens festsetzen, auf welchen wir dann Alles beziehen, wodurch es uns gelingen muß, Ordnung und Harmonie der Wünsche, Begierden und Kräfte hervor zu bringen.

Der innere Sinn muß dem äußern immer das Gleichgewicht halten. Wer sich den äußern Sinnesindrücken zu sehr überläßt, wer zu abhängig ist von allem, was sein Ohr berührt, sein Auge trifft — dieser zu leicht, zu rasch und zu viel Entzündbare bleibt ewig ein Slave des Augenblickes, zerstreut, leichtsinnig, leidenschaftlich-heftig, gehaltlos, unzuverlässig und unstät.

Abwechselndes Leben nach außen und Zurückkehren in sich selbst, ist daher für den Menschen das Zweckmäßigste und Beste.

Gewinnt der innere Sinn zu viel tyrannische Übermacht gegen den äußern, so erfolgt im Menschen schädlicher Trübsinn, zurückstoßende Verschlossenheit für Leiden und Freuden der Wirklichkeit, Einseitigkeit der Ansichten und des Strebens, und abspannende nutzlose Unthätigkeit.

Zu bemerken ist, daß die Feinheit der Wahrnehmung des innern Sinnes mit der Länge der Zeit in eben dem Grade steigt, als die Feinheit der Wahrnehmung des äußern Sinnes mit den Jahren abnimmt, oder ganz abgestumpft wird.

§. 16.

Die Einbildungskraft.

Was wir in der Außenwelt einst gesehen oder gehört haben, das können wir in uns noch sehen und hören, wenn die Eindrücke längst schon vorüber, und die Gegenstände, welche jene Eindrücke auf uns hervor brachten, in der Zeit und im Raume weit von uns entfernt sind. Was also einst sinnliche Anschauung war, das wird, in uns wieder erzeugt und neu gebildet, Anschauung der Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft ist demnach ein Vermögen des Geistes, Bilder von nicht mehr gegenwärtigen sinnlichen Anschauungen und Gegenständen in uns hervor zu bringen.

Die Einbildungskraft wirkt entweder reproductiv oder productiv.

Die reproductiv e Einbildungskraft (das ist, die zurück rufende oder wieder erneuernde) ist das Vermögen, einst wahrgenommene Gegenstände sich in derjenigen Ordnung und Verbindung wieder vorzustellen, in welcher sie, den allgemeinen Naturgesetzen gemäß, im Raume und in der Zeitfolge wirklich existiren oder existiren können.

Die productiv e Einbildungskraft (das ist, die hervorbringende, bildende, schöpferische) ist die eigentliche Dichtungskraft, nämlich das Vermögen, nicht nur das Wahrgenommene zu reproduciren, sondern auch neue Bilder und Vorstellungen mit schöpferischer Kraft hervor zu bringen, und zu einem Ganzen zusammen zu stellen. Man hat ihr vorzugsweise den Nahmen Phantasie beugelegt. Sie muß den Dichter und den Künstler begeistern und erheben.

Zur vollkommenen Schönheit eines Kunstwerkes müssen aber beyde Arten der Einbildungskraft immer zusammen wirken; die Wirksamkeit einer von beyden allein ist nicht hinreichend. So wäre z. B. eine Statue, die außer der Bildung, auch die natürliche Farbe eines Menschen auf das vollkommenste darstellte, kein Gegenstand der schönen Kunst, weil man hier den vorgestellten Menschen selbst, nicht bloß seine Abbildung zu sehen glaubte. Es fände hier bloße Reproduction Statt.

Eben so könnte auch ein geflügeltes Pferd, dem die Flügel nicht angewachsen, sondern (den Naturgesetzen zuwider) bloß angeheftet wären, kein Gegenstand der schönen Kunst seyn, weil hier nur die productiv e, nicht aber auch die reproductiv e Einbildungskraft wirksam wäre.

Der Dichter darf daher nie gegen die Naturgesetze dichten, welches doch geschieht, sobald die productiv e Einbildungskraft (die Phantasie) allein schaffend ist. Ein sehr auffallendes Beyspiel der glücklichsten Vereinigung beyder Arten der Einbildungskraft gibt Ovid in seinen Verwandlungen.

So z. B. zeigt er uns die Verwandlung der Daphne in einen Baum, auf eine Art, worin reproductive und productive Einbildungskraft zugleich thätig sind: „Kaum hatte Daphne ihr Gebeth geendigt, so band eine schwere Schlassucht ihre Glieder. Eine zarte Rinde umgab den Leib. Die Haare wurden Zweige, die Arme zu Ästen. Der vorhin so schnelle Fuß bleibt an trägen Wurzeln hängen, und das Angesicht wird zum Gipfel.“

Von der Einbildungskraft überhaupt werden folgende Eigenheiten bemerkt:

1) Die, durch die zwey edlern und feinern Sinne erzeugten Vorstellungen und Empfindungen (vorzüglich jene des Gesichtssinnes) lassen sich, wegen der bey ihrer ersten Wahrnehmung herrschenden größern Deutlichkeit, durch die Einbildungskraft lebhafter erneuern, als die Vorstellungen und Empfindungen, welche wir durch die drey gröbern Sinne erhalten haben.

2) Die Einbildungskraft ist da am thätigsten, wo sie durch äußere Eindrücke am wenigsten gestört wird, z. B. in der Einsamkeit, in der Dunkelheit u. s. w.

3) Die Stärke oder Schwäche der Einbildungskraft wird sehr viel durch die körperliche Beschaffenheit des Menschen bestimmt, vorzüglich durch die zartere oder gröbere Beschaffenheit des Nervensystems, durch die Reizbarkeit und Stärke desselben. Daher die Phantasien in krankhaften Nervenzuständen; Zerrüttung oder gänzlicher Verlust der Einbildungskraft nach vorher gegangenen Krankheiten, oder durch Unglücksfälle, z. B. durch einen Sturz auf den Kopf. Daher auch die lebhaftere Einbildungskraft der Jugend.

4) Die Einbildungskraft wird bald mit, bald ohne, bald gegen unsern Willen in Thätigkeit gesetzt:

a) Mit unserm Willen. Jeder echte Dichter und Künstler, auch jeder große Denker überhaupt, muß die Kraft besitzen, seine Phantasie willkürlich zu erwecken, und sie im Acte des Producirens und Denkens selbst immer mehr und mehr

aufzuregen und zu steigern. Übung verschafft hierin höhere Vollkommenheit.

b) Ohne unsern Willen. Dieß geschieht vorzüglich dann, wenn die äußern Sinne ohne Thätigkeit sind, und keine äußern Eindrücke das Spiel der Einbildungskraft stören. Daher die Träume im Zustande des Schlafes; dann bey einsamen und kränklichen Menschen.

c) Wider unsern Willen. Dieß ist der Fall bey den Furchtsamen, auch bey vielen Melancholikern und Hypochondristen; sie möchten sich von den quälenden Phantasie-Bildern gern losreißen, und vermögen es nicht. Dieß findet auch da Statt, wo äußere Eindrücke uns zu sehr afficirt haben; z. B. der Tod eines geliebten Menschen, die Rückerinnerung des aufgeschreckten Gewissens an ein früheres Verbrechen, die uns verfolgt und quält.

Die Einbildungskraft erhält, nach den verschiedenen Graden ihres Umfanges, ihrer Thätigkeit, Stärke und Erregbarkeit, auch verschiedene Beynahmen. Sie heißt demnach:

a) reich, wenn sie über einen großen Umfang von selbst-erzeugten Bildern gebiethet; im Gegentheile aber arm;

b) reizbar, wenn sie leicht angeregt und schnell in Thätigkeit gebracht wird. Sie ist dem ruhigen Gange des Nachdenkens meistens hinderlich, weil sie zu plötzliche Übergänge und zu viele Sprünge macht;

c) lebhaft, wenn sie jedes Bild mit großer Anschaulichkeit vergegenwärtigt. Sie bewirkt, daß abwesende Gegenstände über uns beynahe eben so viel Gewalt ausüben, als wenn sie gegenwärtig wären. Wenn die Einbildungskraft dieser Art von Besonnenheit des Geistes und von einem gediegenen Geschmacke geleitet wird, so befördert sie sowohl das Denken, als auch die künstlerische Darstellung. Ohne jene Gefährten verursacht sie uns viele Irrthümer, oft auch zerreißen den Schmerz. Menschen, die von einer solchen, nicht wohlgeleiteten Einbildungskraft beherrscht werden, erblicken an allen Dingen mehr dasjenige, was ihrer jedesmahligen Stimmung entspricht, als

was zur unbefangenen parteylosen Untersuchung gehört. Das Gegentheil der lebhaften Einbildungskraft ist die matte und schwerfällige.

d) Die so genannte feurige, glühende Einbildungskraft ist der höchste Grad der lebhaften. Sie ist eine schöne, aber auch sehr gefährliche Gabe, und bedarf vorzüglich im Jünglingsalter, wo sie am heftigsten wirkt, die sorgfältigste Bewachung; sonst hindert sie alles ruhige Denken, und reißt den sittlichen Menschen oft im wilden Sturme dahin. Wird diese Einbildungskraft von irgend einer Leidenschaft entzündet, so wirkt sie auch nur, in so weit sie auf diese trifft. Entsteht sie aber aus dem Temperamente, so ergreift sie den ganzen Menschen mit gleicher Gewalt, und kann also noch viel schädlicher wirken. Ihren höchsten Werth vermag diese Einbildungskraft dann zu erhalten, wenn sie von einer großen und edlen Idee entzündet wird, wo sie sodann den Menschen auch zu großen und schönen Handlungen begeistert und antreibt.

e) Stark wird die Einbildungskraft (im Gegensatz zur schwachen) genannt, wenn sie für sich wenig Stoff aus dem Gebiete der Erfahrung bedarf, eine bildliche Idee lang festhalten, von allen Seiten beschauen und ausbilden, und sich auf diese Weise aus dem, was sie einmahl empfangen hat, ihre eigene Welt gestalten kann. Sie wirkt, ihrer Natur gemäß, dauerhafter als jede andere Art, und auch sehr zum Besten des Menschen, wenn ihr die übrigen Geisteskräfte verhältnißmäßig gewachsen sind, und der Mensch dabey auf dem Boden des wirklichen Lebens steht. Außerdem verleitet sie leicht zu phantastischen Träumereyen.

f) Kühn wird die starke Einbildungskraft, wenn sie sehr nach dem Unendlichen strebt; die kühne wird, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht, regellos, wo sie keinem Gesetze des Verstandes mehr gehorchen will, und über alle Schranken hinaus stürmt.

Die Einbildungskraft bedarf überhaupt, um wohlthätig

zu wirken, eine sorgfältige Behandlung. Man empfiehlt in dieser Hinsicht folgende Behutsamkeits-Regeln:

a) Man gestatte ihr keinen zu großen Einfluß in Geschäften, die ruhiges und kaltes Nachdenken erfordern; eben so wenig auch auf die Angelegenheiten des Lebens, weil sie uns über das wahrhafte Wesen der Dinge leicht täuschen kann, und sich vom Scheine gerne blenden und hinreißen läßt.

b) Man lasse sie keine einseitige Richtung gewinnen, so daß sie weder zu sehr den Hang hat, Alles zu verschönern, noch auch mit zu düstern Farben male. Die größte Einseitigkeit erhält sie durch irgend eine vorherrschende Leidenschaft.

c) Man erhalte sie im Kreisen von sehr reinen Bildern, und entferne von ihr alles, was sich nicht mit der strengsten Sittlichkeit verträgt. Eine unreine Einbildungskraft ist die Quelle vielfältiger Laster und Verbrechen.

d) Man bereichere die Einbildungskraft nie zum Nachtheile des Verstandes; man lasse sie daher mit ihren dunkeln Bildern nie zum Widerspruche oder zum Hasse der deutlichen Begriffe kommen.

e) Man überlasse sich so wenig als möglich den müßigen Träumen der Phantasie, die dann in diesem Zustande Ideale ausbrütet, welche sie entweder im wirklichen Leben thöricht und hartnäckig zu ihrem eigenen Schaden und zum Nachtheile anderer Menschen ausführen will, oder, wenn die Realisirung nicht gelingt, uns in Gram und Mißmuth versetzt, daß in der wirklichen Welt nicht Alles so ist, wie wir es uns träumten. Schwärmerey oder menschenfeindliche Stimmung treten dann an die Stelle der Wahrheit und des menschenfreundlichen Strebens.

Die Thätigkeit des Dichtungsvermögens (der eigentlichen Phantasie) zeigt sich auf zweifache Weise:

a) im Absondern einzelner Theile und Eigenschaften von geübten Wahrnehmungen;

b) im Zusammensetzen derselben zu einem neuen Ganzen.

Wenn beyde Arten zusammen wirken, so entstehen die höhern idealischen Kunstwerke, oder Ideale der Phantasie. So z. B. sondert der Mahler, der eine idealische Landschaft darstellen will, einzelne Schönheiten verschiedener Gegenden, und vereinigt das, was er in der Natur hier und da zerstreut antraf, zu einem neuen Ganzen. Eben so schafft der Dichter das Ideal eines Tugendhaften, eines Helden, eines Bösewichtes, eines Geizigen u. s. w. durch Absonderung und Verschmelzung einzelner Eigenschaften.

Hieraus ergeben sich folgende nähere Bestimmungen des Dichtungsvermögens; und zwar:

- 1) daß das Dichtungsvermögen originell seyn muß;
- 2) daß das künstlerische Dichten kein bloßes Nachahmen (weder der geistigen noch der physischen Natur) seyn kann;
- 3) daß nicht jedes Phantasiren auch ein Dichten ist, denn das letztere muß nach einem bestimmten Ziele streben und Einheit haben, folglich das neu Empfundene und Vorgestellte zu einem Ganzen verbinden.

4) Die Phantasie erzeugt keinen neuen Stoff. Alle Sinne und alle Geisteskräfte müssen ihr vielmehr den Stoff liefern. Dann aber äußert sich ihre schöpferische Kraft darin, daß sie jenen Stoff in der Form neu bildet und belebt.

5) Die Phantasie, als hervorbringendes Vermögen, ist die Grundlage des Erfindens *), das ist, des Hervorbringens von etwas so noch nicht Vorhandenem, durch neue Gestaltung, Zusammensetzung und Combination.

6) Die Phantasie steht immer mit dem Gefühle in der nächsten Verbindung, weil dieses das lebendigste in uns ist, ihr an begeisternder Wärme gleich kommt, und uns dadurch oft über die gemeine kalte Wirklichkeit empor hebt.

7) Die Phantasie gibt den schönsten Beweis, daß der Mensch nicht auf den materiellen Sinnesindruck beschränkt ist,

*) Das eigentliche Erfinden unterscheidet sich vom bloßen Entdecken dadurch, daß dieses letztere nur das Auffinden oder Antreffen von etwas schon Vorhandenem ist.

sondern daß er diesen sehr steigern, erweitern, verfeinern und veredeln kann. Wir sind daher (nach dem gangbaren Ausdrücke) in Gedanken, das ist, in der Phantasie, oft vergnügter, als in der Wirklichkeit, mag uns diese auch ihre ganze Fülle von Genüssen darbiethen. So schafft sich denn der Mensch Ideale und eine eigene ideale Welt, die ihn oft für die Leiden und Entbehrungen der wirklichen entschädigt. Die Phantasie kann in diesem Falle eben sowohl die Quelle des Glückes, als auch vieler Übel werden. Übermäßiges oder müßiges Phantasiren macht zerstreut, unzufrieden mit der Wirklichkeit, und unthätig. Oft erzeugt sie den höchsten Abscheu vor arbeitsamer Anstrengung, ja selbst vor aller Pflichterfüllung. An der Jugend zeigt sich dieß am deutlichsten. Es gibt auch eine Art von eigenen Phantasie-Menschen, die für das praktische Leben fast ganz verloren gehen; denn die Phantasie wird immer übermacht und Alleinherrschaft gewinnen, sobald sie nicht nach Planen zu einem bestimmten Zwecke hingeleitet wird.

8) Den größten Einfluß auf die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie haben Jugend und Klima. Man denke z. B. hier an die Morgenländer.

Die Einbildungskraft befindet sich im gesunden Zustande, wenn sie:

a) die Wahrnehmungen der äußern Sinne von jenen des innern Sinnes richtig unterscheidet;

b) wenn sie sich nicht zum Nachtheile der übrigen Kräfte des Erkenntnißvermögens erhebt, sondern mit diesen stets im Ebenmaße bleibt.

In diesem Zustande nimmt sie unstreitig auf die geistige und sittliche Ausbildung des Menschen den wohlthätigsten Einfluß.

In Hinsicht der geistigen Ausbildung kann der Philosoph, der Staatsmann, der Mathematiker u. s. w., sie so wenig entbehren, als der Künstler. In moralischer Hinsicht ist sie wichtig, weil Sympathie und Enthusiasmus sich auf sie gründen.

Im krankhaften Zustande befindet sich die Einbildungskraft, wenn sie, in ihren Bildern und Zusammenstellungen, Erscheinungen des äußern und innern Sinnes mit einander verwechselt, wo sie dann Täuschung, Irrthümer, Schwärmerey und Aberglauben erzeugt. So entstehen dann auch im wachen Zustande Bilder der Phantasie, welche so lebhaft werden, daß wir in ihnen einen wirklichen Gegenstand außer uns zu sehen glauben, den wir durch das gestörte Bewußtseyn schwer oder gar nicht von der innern Anschauung zu unterscheiden vermögen. Dieß nennt man dann Phantasmen, Phantasien und Erscheinungen.

Dieser krankhafte Zustand kann herrühren:

- a) von Zerrüttung des Nervensystems;
- b) von übermäßiger und unregelter Thätigkeit der Einbildungskraft;
- c) von ihrer zu starken und anhaltenden Fixirung auf einen Punct. So z. B. wird von einem Anatomen erzählt, er habe, nachdem er sich den ganzen Tag hindurch bis in die Nacht mit Seciren beschäftigt hatte, eine Leichengestalt auf seinem Stuhle sitzen sehen.
- d) Von zu heftigen Leidenschaften, welche das Gemüth und die Phantasie in Aufruhr setzen, oder sie wenigstens sehr exaltiren.

Aus c) läßt sich insbesondere leicht erklären, warum viele Menschen von geliebten Verstorbenen oder Abwesenden, für welche sie sehr besorgt sind, oder nach welchen sie sich sehr sehnen, Erscheinungen zu bekommen glauben.

Selbst sehr berühmte, vernünftige und geistvolle Männer wurden oft von solchen Phantasmen gequält. Ich führe hier nur einige Beyspiele an, die uns von allgemein bekannten Männern erzählt werden. Zuerst von dem Sängler des befreiten Jerusalem:

„Tasso glaubte in den letzten Jahren seines Lebens, daß eine Gestalt, die ihm öfters erschien, ein Geist sey. Einer seiner Freunde, der Ritter Manso, suchte ihn zu überreden,

daß diese Erscheinung eine Täuschung seiner Phantasie wäre; allein Tasso bath ihn, einer solchen Zusammenkunft beyzuwohnen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Manso kam, und mitten in der Unterredung mit Tasso heftete dieser auf einmahl seinen Blick auf ein Fenster, blieb unbeweglich, und nannte den vermeinten Geist bey seinem Nahmen. Hier ist der freundschaftliche Geist, sagte er zu Manso, der sich mit mir unterhalten will; gib Acht, und überzeuge dich, daß Alles Wahrheit sey, was ich gesagt habe. Manso sah und hörte nichts, Tasso aber sprach sehr ernst mit dem Geiste, legte ihm Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm der Geist Abschied, und endigte dadurch die Unterredung."

Die Ursache dieser Geistererscheinung lag sehr wahrscheinlich in Tasso's Gemüthszerrüttung, in welche der unglückliche Dichter (theils durch wirklich feindselige Menschen und traurige Schicksale, theils durch den in ihm dadurch erzeugten Wahn, Alles habe sich zu seiner Qual und zu seinem Verderben verschworen) versetzt wurde. Auch darf man hierbey nicht außer Acht lassen, daß die Phantasie auf den höchst reizbaren Dichter natürlich viel heftiger wirkt, als auf jeden andern Menschen.

Von Nicolai wird folgendes höchst seltsame Phantasiewesen erzählt:

"Er war schon kränklich, durch mancherley unangenehme Begegnisse misimuthig gestimmt, und hatte noch dazu einen gewohnten Aderlaß und das Ansehen von Blutigelu überangen. Als ihn im Februar 1791 mehrere Vorfälle in unangenehme Gemüthsbewegung versetzt hatten, stand eines Tages plötzlich die Gestalt eines Verstorbenen vor ihm. Noch denselben Tag erschienen verschiedene andere wandelnde Gestalten. In den folgenden Tagen sah er die Gestalt des Verstorbenen nicht mehr; hingegen kamen viele andere bekannte und unbekannte, aber größten Theils unbekannte Personen zum Vorschein. Die bekannten waren meistens lebende, oder entfernt wohnende Personen. Diese Erscheinungen kamen ohne seinen Willen, und er war durch die größte Anstrengung nicht im Stande,

nach Willkühr das Bild dieser oder jener Person hervor zu bringen; sie erschienen bey Tage und bey Nacht, in fremden Häusern weniger, auf der offenen Straße selten. Zuweilen verschwanden sie durch das Verschließen der Augen, und waren in der nähmlichen Gestalt wieder da, wenn er die Augen wieder öffnete. Gewöhnlich waren es menschliche Gestalten, beyderley Geschlechts, die zuweilen Geschäfte mit einander zu haben schienen, meistens aber ohne Verkehr unter und durch einander gingen. Diese Erscheinungen kamen immer häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen sie auch an zu reden, theils unter sich, theils redeten sie den Kranken an. Endlich wurden ihm Blut-Igel gesetzt. Das Zimmer wimmelte von menschlichen Gestalten aller Art, die sich unter einander drängten. Dieß dauerte nun ununterbrochen fort bis gegen Abend, da die Gestalten anfangen sich langsamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben allmählig blässer zu werden, ohne daß die bestimmte Figur der Gestalten wäre verändert worden. Späterhin waren sie alle ganz weiß und bewegten sich wenig; allmählig wurden auch die Umrisse der Gestalten unbestimmter, und sie zerfloßen endlich gleichsam in der Luft."

Von dem Philosophen Mendelssohn wird folgende Täuschung des Gehörsinnes erzählt:

"Im Jahre 1772 verfiel er durch anhaltende Geistesanstrengung in eine Nervenkrankheit, in welcher er das laute Reden nicht vertragen konnte. War ihm dieß am Tage dennoch vorgekommen, so fiel er am Abend in einen unvollkommenen kataleptischen Zustand, in dem eine laute und kräftige Stimme ihm die einzelnen, mit einem hohen Accente ausgesprochenen, oder sonst laut geredeten Worte und Sylben so heftig wieder zurief, daß ihm davon die Ohren gesten."

S. 17.

Ideenverbindung.

Es genügt nicht, eine oder die andere einzelne Idee zu haben; wir können und müssen auch ganze Ideenreihen
Philosoph. Abtheil. I. Band.

anfangen und fortführen, das heißt, mehrere Ideen mit einander verbinden und stätig auf einander folgen lassen.

Diese Erneuerung und Verbindung unserer Vorstellungen ist das Werk der Einbildungskraft, und zwar entweder willkürlich oder unwillkürlich, auf jeden Fall aber desto stärker und beträchtlicher, je vielfachere, notwendigere und innigere Berührungspuncte zwischen den wahrgenommenen Gegenständen und gehaltenen Vorstellungen vorhanden sind. Wir betrachten zuerst die

A.

Arten der unwillkürlichen Ideenverbindung.

Diese Ideenverbindungen können veranlaßt werden *):

1) Durch das, was sich in unserm Herzen selbst ursprünglich verband; es findet sich nachher auch in der Ideenverbindung so wieder zusammen. So z. B. erwachen bey der Rück-erinnerung an einen uns theuern Freund auch alle Bilder des Glücks, welches wir einst in seinem Umgange fanden.

2) Durch das, was unsere erste Neigung oder Abneigung an sich zog. So z. B. verbinden wir mit dem erwachenden Andenken an früh lieb gewonnene oder früh verhaßt gewordene Menschen und Beschäftigungen angenehme oder unangenehme Ideen und Bilder, die von jenen unzertrennlich bleiben.

3) Durch das, was im Raume zusammen existirt, und einmahl von uns so wahrgenommen wurde. So erweckt die Vorstellung eines Orts in uns zugleich die Bilder der Menschen, die wir dort gewöhnlich zu sehen bekamen. Ort und Stelle rufen in uns die erfreuliche oder schreckliche Begebenheit, die wir dort sahen, lebhaft zurück. So erklärt man auch das bekannte Heimweh der Schweizer für eine vorzügliche Wir-

*) Die Stärke der unwillkürlichen Ideenverbindung wird bestätigt durch die allgemein gangbaren Ausdrücke: „Ich kann es nicht los werden; ich kann es mir gar nicht aus dem Sinn schlagen; es verfolgt mich immerwährend der Gedanke; mir kommt immer vor etc.“ —

kung der Einbildungskraft, welche die Bilder der Gletscher, des Ruhreigen u. dgl. mit äußerster Lebhaftigkeit reproducirt.

So geschieht es, daß derselbe Mensch in diesem oder jenem Kleide, in dem wir ihn bey irgend einer Gelegenheit, an diesem oder jenem Orte, in dieser oder jener Stimmung sahen, mittelst der dadurch angeregten Ideen, die verschiedensten Eindrücke auf uns macht. Dieß hat auch oft die Folge, daß man die Menschen nach Nebendingen beurtheilt.

4) Durch das, was uns ehemahls in der Zeit auf einander folgend vorgekommen ist; denn es gesellt sich dann so auch in unserer Einbildungskraft, in welcher es dann neubelebt wieder hervortritt. — So z. B. erneuern sich in uns die Vorstellungen von allem dem, was wir erlebten, wenn wir jener Sommerszeit gedenken, die wir auf dem Lande zubrachten. Dieß geschieht auch, wenn der Soldat irgend eines Feldzugs, der Greis gewisser Perioden seines frühern Lebens u. dgl. gedenkt.

Jene Aufeinanderfolge in der Zeit muß aber stets eine unmittelbare — das heißt: ohne Sprünge zwischen den Begebenheiten seyn. Je näher zwey Vorstellungen der Zeit nach mit einander verbunden sind, desto leichter werden sie sich in der Imagination gesellen und erwecken.

Zu bemerken ist, daß die Aufeinanderfolge der wirklichen Begebenheiten in der Zeit weder zu langsam, noch zu schnell geschehen darf; denn im ersten Fall liegen die Vorstellungen zu weit aus einander, im zweyten aber waren sie zu flüchtig, folglich zu wenig anschaulich, um sich nachher gehörig wecken und verbinden zu können.

Die erwähnten vier Arten der unwillkührlichen Ideenverbindung finden bey allen Menschen Statt, sowohl bey gebildeten als ungebildeten, und werden bey manchen durch Übung und Gewohnheit zu einem hohen Grade der Fertigkeit erhöht.

Die willkührliche Ideenverbindung aber geschieht mit Besonnenheit und nach den Gesetzen innerer

Nothwendigkeit. Der Geist des Menschen bestimmt sich hier mit freyer Willkühr zu den Reproductionen der Einbildungskraft. Man hat sehr richtig bemerkt, daß, je freyer eine solche wiederbelebende Ideenverbindung erfolge, man sich desto leichter in angenehme Ideenreihen versetzen könne. Sie läßt sich dann sowohl als ein treffliches Heilmittel für kranke Seelen und wundte Herzen, wie auch als ein zur Besserung aufschreckendes Sittenmittel gegen Laster und Übermuth der Entartung anwenden. Im erstern Fall läßt man die befreundeten, erfreulichen und beruhigenden Ideen leise anklingen, im zweyten werden die grauenenerregenden, entsetzlichen Folgen vor die Seele gestellt.

B.

Arten der willkührlichen Ideenverbindung.

Diese sind vierfach:

1) Analogisches Zurückrufen, das ist: Zurückrufen durch mittelbare Zeichen und Charaktere. Auf solche Art wird mit der Vorstellung des Zeichens die Vorstellung des bezeichneten Gegenstandes erweckt; und umgekehrt: durch das Bezeichnete auch das Zeichen.

Solche Zeichen z. B. sind: Buchstaben, Ziffern, Noten, Wappen, Pulsschläge, Ordenstrachten u., wodurch Ideen, Zahlen, Töne, Stand und Rang, Zustände des menschlichen Körpers u. dgl. bezeichnet und geweckt werden. Daher kommt es auch, daß manche Menschen auf das Zeichen so viel achten, daß sie darüber den bezeichneten Gegenstand selbst vergessen, oder zurücksetzen, oder beydes mit einander verwechseln. So z. B. erscheinen manchen Menschen Formeln, Kleider u. als Dinge von der äußersten Wichtigkeit, ja wichtiger als die Sache selbst.

2) Logisches oder systematisches Zurückrufen, das ist, eine nach Vernunft- und Verstandesregeln bestimmte Ideenverbindung. So z. B. verknüpft man die Vorstellungen von Ursache und Wirkung, von Gattungen, Arten und Indi-

viduen, von Ganzen und dessen Theilen, von Zweck und Mitteln u. s. w. So schreitet man von der Definition zur Eintheilung *).

3) Reflectirendes Zurückrufen, das ist: eine Ideenverbindung, welche durch die Reflexion der Urtheilskraft nach den Gesetzen der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit bewirkt wird, wodurch dann Gleichniß und Contrast entstehen. So z. B. erinnert uns ein Mißwachs an ein sehr fruchtbares Jahr, eine ähnliche Stimme oder Gestalt an andere Menschen. So stellt der Redner oder der Philosoph die großen Contraste von Unsterblichkeit und Hinfälligkeit, von Krieg und Frieden, von Tugend und Laster, von Geistesbildung und Unwissenheit auf. So vergleicht der Dichter den Frühling oder Herbst der physischen Natur mit dem Aufblühen und Verwelken einzelner Menschen, auch ganzer Völker und Reiche.

Wie begeisternd wirkt nicht eine Rede, vor dem Anfang einer Schlacht gesprochen, worin der Feldherr seine Soldaten an ihre frühern Heldenthaten und Siege, an ihren früher erworbenen Ruhm u. dgl. erinnert!

Im Allgemeinen ist zum Schlusse noch zu bemerken, daß in Hinsicht auf die besondere Weise der Ideenverbindung — vorzüglich der unwillkürlichen — sehr viel auf Temperament, Charakter und jedesmalige Gemüthsstimmung des einzelnen Menschen ankommt. Wie höchst verschieden wird z. B. die Verbindung der Ideen seyn, welche in einem Sanguiniker und in einem Melancholiker durch den Anblick einer schönen Gegend aufgeregt werden! Der erste wird sich vorstellen, wie viel ländliche Feste der reinsten Fröhlichkeit hier zur Zeit der Ernte und der Weinlese begangen werden; wie viel zufriedene, ru-

*) Wirkung und Ursache: Feuer — Wärme; Schall und Lufterschütterung; Schatten und Kühlung. Definition und Eintheilung: Thiere; sechs Hauptclassen der Thiere. Ganzes und dessen Theile: Der Körper und die Glieder etc.

hige und glückliche Familien hier wohnen u. dgl.; dem andern werden vielleicht die Bilder der hier vorgefallenen Elementarschäden, feindlicher Verheerungen der stillen Wohnsitze, Jahre voll Mangel und Hunger u. sich aufdrängen.

§. 18.

Das Gedächtniß.

Das Gedächtniß ist kein eigenes selbstständiges Seelenvermögen, sondern gründet sich vielmehr auf die reproductive Einbildungskraft, in welcher es schon mitbegriffen ist. Es besteht in der Vergegenwärtigung sowohl des sinnlich Empfundnen und des Gedachten, als auch der ehemals gehaltenen Anschauungen der Einbildungskraft, wobey jedoch das Bildliche keine wesentliche, durch das Gedächtniß selbst hervorgebrachte Eigenschaft ist.

Das Gedächtniß liefert der Imagination (insbesondere dem Dichtungsvermögen) Materialien oder den Stoff zur Verarbeitung, den wir nicht als etwas Fremdartiges in uns aufbewahren, sondern in unser Eigenthum verwandeln; daher wir auch manches sogar wirklich vergessen sollen.

Man unterscheidet zwischen Gedächtniß und Erinnerungskraft. Durch das erstere werden uns gehabte Vorstellungen und Empfindungen ohne absichtliche und merkliche Anstrengung ganz oder doch größten Theils unwillkürlich vergegenwärtigt; wenn wir uns aber irgend etwas mit absichtlicher Anstrengung und mit einem höhern Grade von willkürlicher Thätigkeit zur Wiedervorstellung zurückrufen, so ist dieß die Wirkung der Erinnerungskraft. So muß und will man sich erst besinnen oder erinnern, in welchem Buche man diese oder jene Stelle gelesen habe, an welchem Tage uns dieses oder jenes begegnet sey.

Wir unterscheiden ein natürliches, dem Menschen angeborenes Gedächtniß, von dem künstlichen, das ist, von der — durch willkürliche Übung erworbenen Fertigkeit.

Dem Gedächtniß werden in Hinsicht auf seine Vollkom-

menheit mehrere Grade zugeschrieben. Die unterste Stufe nimmt das sogenannte flache Gedächtniß ein, welches nur grobsinnliche Eindrücke oberflächlich und leicht hin bewahrt. Wir finden es in den frühesten Jahren der Kindheit und auch in den ganz rohen, gemeinen und geistarmen Menschen, die der empfangenen Schläge sich viel länger erinnern, als der heilsamsten Lehren und Grundsätze, die man ihnen einzuprägen suchte.

Höher steht das Wortgedächtniß, welches, weil es nur an der äußern Form oder den Zeichen haftet, leicht untreu wird, und gewöhnlich nur den mechanischen Köpfen eigen ist.

Noch höher steht das starke, reiche und sichere Gedächtniß, eine glückliche Verbindung von Wort- und Sachgedächtniß. So finden wir Historiker, welche lebendige Archive von Zahlen, Namen und Thatfachen sind.

Am höchsten steht das mit Besonnenheit, Urtheilskraft und Verstand verbundene Gedächtniß, — das tiefe, judiciose. Es darf dem höhern Historiker und dem echten Philosophen nicht fehlen, sondern muß ihnen zu allem die erforderlichen Belege, Beispiele und Beweise liefern. Auch der witzige Kopf höherer Art wird durch dieses Gedächtniß sehr unterstützt.

Verweilen wir bey dem Unterschiede zwischen Wort- und Sachgedächtniß insbesondere, so finden wir dabey Folgendes zu bemerken.

a) Das Wortgedächtniß wird früher thätig, als das Sachgedächtniß, nimmt aber auch im reifern Alter wieder merklich ab. Hierin liegt der Grund, weshalb man Sprachen, und alles, was auf Zeichen beruht, in der Jugend ohne Vergleich besser lernt, als in den spätern Jahren, wo man z. B. die Philosophie einer Sprache besser faßt, als den mechanischen Theil derselben.

b) Das Sachgedächtniß kommt später zur Reife, bleibt aber dafür bis in das höhere Alter. Es ist meistens mit einem beträchtlichen Grade von Beurtheilungskraft verbunden,

weil dabey mit Aufmerksamkeit auf den innern Zusammenhang der Dinge, auf Ursachen und Folgen, Zweck und Mittel, auf den Unterschied zwischen dem Wesentlichen und Zufälligen u. s. w. geachtet, folglich die Einsicht in den Sinn eines Ganzen erhalten wird. Deswegen kann auch eine systematische Wissenschaft nur dann richtig in das Gedächtniß gefaßt werden, wenn der mehr entwickelte Verstand sie völlig zu begreifen vermag; außerdem bleibt sie ohne Nutzen, und wird nur auswendig gelernt, um das halb — oder gar nicht Verstandene — aller Mühe ungeachtet, bald wieder zu vergessen.

c) So viel möglich sollen beyde Arten des Gedächtnisses zugleich und mit gleichem Fleiße geübt werden. Wer das Wortgedächtniß allein übt, füllt sich mit Worten, ohne den Geist aufzufassen, und bleibt daher ein flacher, leichter Kopf. Dagegen aber soll das Wortgedächtniß auch nicht vernachlässigt werden; denn es macht im Sprachstudium, in der Geschichte, und selbst in den Anfangsgründen der Wissenschaften doch immer die erste Grundlage.

d) Die Fähigkeit der Jugend zu den höhern oder niedern Wissenschaften kann erst in den reifern Jahren mit Sicherheit geprüft, beurtheilt und bestimmt werden, indem in den frühesten Jahren sich bey den Kindern immer nur das Wortgedächtniß zeigt, aber erst späterhin bemerkbar wird, ob junge Leute mehr Anlage zum Wortgedächtniß oder zum Sachgedächtniß haben.

Damit ein Gegenstand von dem Gedächtnisse vorzüglich leicht aufgenommen und lang behalten werde, muß er wenigstens eine der folgenden drey Eigenschaften haben, nämlich entweder:

- a) sehr anschaulich, oder
- b) sehr faßlich, leichtverständlich und deutlich für den Verstand, oder
- c) besonders interessant seyn.

Gegenstände dieser Art merken wir uns am leichtesten. Was das Anschauliche betrifft, so lehrt uns die Erfah-

rung, daß Kenntnisse vom Körperlichen leichter gefaßt und behalten werden, als die vom Geistigen. Am besten faßt und merkt jeder Mensch mit dem Sinne, den er am meisten ausgebildet hat.

Je interessanter uns etwas war, desto besser behalten wir es im Gedächtniß; je gleichgültiger, desto weniger. Hierin liegt auch die Ursache, daß wir uns dasjenige so gut merken, was uns mit dem Reize der Neuheit oder als Seltenheit erschien. Eben deßhalb vergißt man auch dasjenige leicht, was uns schon bey'm Lernen wenig oder gar nicht interessant erschien. Aus dem nämlichen Grunde vergißt man auch Gegenstände des Denkens leichter, als Gegenstände des Handelns, speculative Wahrheiten leichter als praktische, Meinungen leichter als Erfahrungen, und allgemeine Erfahrungen leichter als individuelle.

Bei manchen Menschen wirkt schon das natürliche Gedächtniß, wenn es nur einiger Maßen unterstützt, und nicht ganz vernachlässigt wird, außerordentlich viel, wie die Erfahrung es durch häufige Beyspiele bestätigt; bey andern zeigt es sich zwar schwach, ist aber doch auf jeden Fall sehr perfectibel, das ist, es kann durch zweck- und regelmäßige fortwährende Übung zu einem beträchtlichen Grad von Stärke gesteigert werden. Zu diesem Behufe gibt es eine eigene Methode und Kunst — die sogenannte Mnemonik (Gedächtniskunst). Sie kommt der Kraft des Gedächtnisses durch methodische Erleichterungsmittel des Behaltens so zu Hülfe, wie schon das natürliche Gedächtniß durch gewisse einfache sehr natürliche Kunstgriffe gestärkt wird.

Die wahre Gedächtniskunst darf also nur im Nachhelfen der Naturkraft bestehen. Sie muß dem natürlichen Gedächtnisse so viel als möglich überlassen, und darf erst da in Wirksamkeit treten, wo das natürliche Gedächtniß nicht ausreicht, das heißt, wo es entweder nicht leicht genug aufnimmt, oder nicht sicher genug behält; z. B. bey sehr schwierigen Gegenständen, oder in dunkeln Zuständen: im Halbschlaf, in der Angst &c.

Die Gedächtniskunst muß ferner bewirken, daß wir das natürliche, sogenannte gute Gedächtniß (das unwillkürliche), in unsre Gewalt bekommen, das heißt, es dahin vermögen, dasjenige willkürlich zu thun, was es sonst natürlich, das ist, unwillkürlich thut.

Die Gedächtniskunst darf endlich weder das Gedächtniß zum Nachtheil anderer Seelenkräfte ausbilden, noch den Kopf mit Anhäufung todter Massen von Worten, Nahmen und Zeichen foltern und erdrücken; sie muß vielmehr eine harmonische Ausbildung von Wort- und Sachgedächtniß bezwecken, damit das Lernen nie den Geist ersticke.

Die Gedächtnisbildung, als methodische Kunst, ist entweder eine allgemeine oder eine besondere.

Für die allgemeine Gedächtnisbildung gelten die zwey Hauptregeln:

1) Lieber wenig und gut (das ist: fest, besonnen und sicher) lernen, als viel und oberflächlich;

2) Täglich aufmerksame Fortsetzung des Auswendiglerrens, mit Zurückdenken an das Vergangene und schon Gelernte.

Das eigentliche sogenannte Memoriren ist die Anwendung des Gedächtnisses auf einen besondern Stoff, den man methodisch aufnehmen und behalten will.

Dieses Memoriren kann aber mechanisch, wissenschaftlich oder spielend seyn.

Das mechanische Memoriren besteht darin, daß wir bloß zusammenhängende Wörter und Sätze lernen, ohne auf ihren Inhalt und Sinn gehörig zu achten. Ist das Behalten des wohlverstandenen Inhalts und Sinnes der vorzügliche Zweck des Memorirens, so heißt es ein wissenschaftliches, welches in höherm Grade auch nur bey eigentlichen Wissenschaften kann angewendet werden. Das spielende Memoriren sucht sich das Behalten des Aufgefaßten durch Hinzudenken fremdartiger Gegenstände zu erleichtern, die irgend eine Ähnlichkeit mit dem vorliegenden haben, z. B. im Bilde oder

im Laute. Dieses Memoriren ist aber nur dem Scheine nach erleichternd, im Grunde jedoch erschwerend, weil es sich doppelte Mühe macht.

Bey'm Memoriren überhaupt ist folgendes zu beobachten, und zwar, theils vor — theils bey — theils nach dem Memoriren.

I.

Vor dem Memoriren.

- a) Unge störte Stille von außen, und Entfernung alles dessen, was zerstreuen kann;
- b) Gemüths- und Seelenruhe;
- c) Lebhaftes Vorstellung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der sich eigen zu machenden Kenntnisse, wodurch man für den Stoff Interesse gewinnt, und sich dafür erwärmt;
- d) Sammlung der ganzen Aufmerksamkeit.

II.

Bey'm Memoriren.

- a) Man durchlese zuerst das Ganze still für sich, und suche den Sinn desselben wohl zu verstehen.
- b) Ist er uns klar und verständlich geworden, so lese man das zu Memorirende mit halblauter Stimme.
- c) Nun wiederhole man zuerst das Einzelne, bis man dessen vollkommen mächtig geworden ist; dann erst schreite man
- d) zur Wiederholung größerer Parthien; hierauf
- e) zum Überblick vom Zusammenhang des ganzen Memorirten; endlich
- f) zu nochmaliger Wiederholung desselben.

III.

Nach dem Memoriren

vermeide man jede schnell darauf folgende Zerstreuung und unruhige Gemüthsbewegung.

Vorzüglich zu empfehlen ist die Wiederholung des Gelesenen am nächsten Morgen; denn der Morgen jedes Tages ist die

Erneuerung unserer empfänglichen Jugendzeit, folglich dem Memoriren eben so günstig als diese.

Nebst der allgemeinen Gedächtnißbildung, gibt es auch noch eine besondere, oder eigentliche Gedächtniß-Unterstützung, die sich zweyer Arten von Bindungsmitteln bedient, und zwar:

- 1) sinnlicher Zeichen; z. B. jene Säule erinnert mich an irgend einen Helden;
- 2) der Einordnung in Fächer; z. B. nach Jahren, Ständen, Arten u. s. w.

Die Gedächtniskunst soll schon den Alten bekannt gewesen seyn. Der griechische Dichter Simonides wird als ihr Erfinder genannt. Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wurden neuerdings mnemonische Versuche gemacht, besonders von Schenkel, Sommer, Arétin, Kästner, Feinaigle, Guivard, Duchet u. s. w.

Einige dieser Gedächtniskünstler machten sogar Reisen auf ihre Kunst, bewiesen aber stets mehr für die Seltenheit ihrer Gedächtniß-Kunststücke, als für die Kunst selbst. Das sicherste Stärkungs-, Leitungs- und Bildungsmittel des Gedächtnisses bleibt immer die fleißige Übung desselben, vorzüglich in der Jugend.

Die Beschaffenheit des körperlichen Zustandes überhaupt, vorzüglich aber jene des Gehirns und des Nervensystems, hat auf die Stärke oder Schwäche, ja selbst auf die gänzliche Zerstörung des Gedächtnisses einen mächtigen Einfluß. Aus dieser Ursache faßt und behält das Gedächtniß in der Jugend leichter und besser, weil das Gehirn noch weich und zart, folglich für alle neuen Eindrücke um so mehr empfänglich ist. Heftiges Kopfweh, Verletzung oder Vertrocknung des Gehirns, Schwächung des Körpers, folglich auch der Lebenskraft, durch unordentliche Lebensweise oder durch Krankheiten, plötzlicher Schrecken, Lähmung durch Schlagflüsse u. s. w., können die Kraft und Stärke des Gedächtnisses sehr vermindern, auch ganz vernichten.

§. 19.

Der Verstand.

Die niedern Seelenkräfte, oder das niedere Erkenntnißvermögen, haben die Thiere allerdings mit dem Menschen gemein. Diese niedern Seelenkräfte sind:

a) Die Vorstellungsfähigkeit von einzelnen Dingen. Diese Anschauungen der Thiere sind zwar oft schärfer, als die des Menschen, werden aber nie zu allgemeinen Begriffen erhoben.

b) Ein niederer Grad der Einbildungskraft, und zwar der reproductiven.

c) Ein niederer Grad von Gedächtniß.

Dagegen aber fehlt den Thieren die höhere Erkenntnißkraft, das ist, die Kraft, allgemeine Begriffe zu bilden, zu urtheilen und zu schließen. Hier beginnt der Mensch in seiner geistigen Herrlichkeit.

Im gemeinen Leben werden diese drey höhern Erkenntnißkräfte nicht genau von einander unterschieden, sondern, im weitesten Sinne des Wortes, gewöhnlich unter der allgemeinen Benennung: Verstand, Vernunft, Denkkraft überhaupt, zusammen gefaßt. Bey schärferer Untersuchung finden wir aber, daß diese drey Kräfte in ihren Äußerungen von einander sehr verschieden sind, und daß der Geist, als höheres oder ausschließend menschliches Erkenntnißvermögen, sich in drey besondern Wirkungsarten zeigt, nämlich:

a) als Verstand (im engern Sinne);

b) als Urtheilskraft; und

c) als Vernunft.

Der Verstand ist das Vermögen zu denken, das heißt: das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden, indem er das, an einzelnen Dingen wahrgenommene Mannigfaltige zur Einheit im Bewußtseyn verbindet.

Man kann also etwas erst dann begreifen, wenn man denkt.

Der Vorzug gebührt dem so genannten hellen, richtigen Verstande. Dieser aber hat seine Stärke nicht sowohl in der Menge der Begriffe, sondern vielmehr in ihrer Deutlichkeit, Bestimmtheit und Angemessenheit zur Erkenntniß der Gegenstände und Erforschung der Wahrheit.

Allgemeine Begriffe bildet der Verstand, indem er unter den einzelnen Merkmalen oder Eigenschaften, welche vielen einzelnen Dingen zukommen, die wesentlichsten aushebt, und diese dann so zusammen faßt, daß daraus die Vorstellung von dem Eigenthümlichen einer ganzen Gattung oder Art von Dingen entsteht.

So z. B. wird der allgemeine Begriff: Mensch, aus den ihm zukommenden zwey wesentlichen Merkmalen:

a) eine vernünftige Seele, fähig nach Sittengesetzen frey zu handeln,

b) in einem organischen Körper gebildet, ohne in diesen Begriff die unwesentlichen Merkmale von Hautfarbe, Körpergröße, höherer oder fehlender geistiger Ausbildung u. s. w. aufzunehmen.

Es zeigt sich hieraus, daß dasjenige, was der allgemeine Begriff enthält (nämlich das Wesentliche), nothwendig auch in allen Vorstellungen von einzelnen Dingen der Gattung oder Art liegen muß; daß aber diese einzelnen Dinge überdies noch manches Besondere enthalten können, was zum Gattungsbegriffe nicht gehört.

Der Verstand gründet sich immer auf Erfahrungen, es seyen nun von uns selbst gemachte, oder von Andern mitgetheilte; er kann sich daher im Menschen erst allmählig mit zunehmender Erfahrung entwickeln, und kommt — nur mit den Jahren.

Die weitere und ausführlichere Theorie der Thätigkeit des Verstandes gehört in das Gebieth der Logik.

§. 20.

Die Urtheilskraft.

Die Urtheilskraft ist das Vermögen, die vom Verstande gebildeten allgemeinen Begriffe sowohl von den Dingen selbst, als auch von den ihnen zukommenden Eigenschaften oder Merkmalen gegen einander zu vergleichen.

Die Urtheilskraft setzt also das Vorhandenseyn von Verstandesbegriffen voraus; denn diese sind der Stoff, den sie zur Verarbeitung erhält, und ohne welchen sie nicht wirksam werden könnte. Der Mensch, dem es an Verstand fehlt, kann daher auch keine Urtheilskraft haben; wohl aber könnte man Verstand ohne, oder mit sehr geringer Urtheilskraft besitzen, denn diese fordert zu ihrer Entwicklung vielfache und längere Übung.

Die Verrichtung der Urtheilskraft geht demnach dahin: die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen der Dinge unter einander zu bemerken, das zusammen Gehörige zu verbinden, das sich Widersprechende aber zu trennen.

Urtheilen, heißt hiernach: bemerken und bestimmen, in welchem Verhältnisse gewisse Begriffe zu einander stehen, das ist, ob sie mit einander verbunden werden können oder nicht.

Die Bestimmung des Verhältnisses ist das Urtheil; das wörtlich ausgedrückte Urtheil wird ein Satz genannt.

Die Urtheilskraft läßt sich, nach Verschiedenheit ihrer Anwendung und Richtung, als logische, ästhetische und praktische unterscheiden.

Als logische bildet sie durch Bestimmung des Verhältnisses der Begriffe den Wahrheitsinn; als ästhetische durch Bestimmung des Verhältnisses der Formen den Schönheitssinn; als praktische den moralischen Sinn, der in dem Bestreben liegt, Gefühl und Gewissen mit einander in Einklang zu erhalten, oder sie in denselben zu bringen.

In Hinsicht auf die Grade ihrer Vollkommenheit kann die Urtheilskraft mit verschiedener, vorherrschender specieller Beschaffenheit erscheinen, und zwar:

1) Als Urtheilskraft von großem Umfange, das ist, als eine solche, die bey einer großen Menge der Begriffe von Dingen und ihren Eigenschaften, die vielfältigen Verhältnisse derselben zu bestimmen vermag. Sie kann nur solchen Menschen eigen seyn oder werden, die in größern, umfassendern Kreisen leben, weil nur hier sich eine Mannigfaltigkeit voraus zu setzender Begriffe erwerben läßt, wozu es dem Menschen, der, seiner individuellen Lage nach, im engen Zirkel, folglich in einem wenig oder gar nicht zu erweiternden Erfahrungs- und Gesichtskreise leben muß, an Gelegenheit, und dadurch endlich auch an Fertigkeit fehlt.

2) Als feine Urtheilskraft zeigt sie sich in der sichern Auffindung der verborgneren Eigenschaften, der verstecktern Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge, ihres Zusammenhanges u. s. w. Beispiele derselben finden wir an so manchen Philosophen, Staatsmännern, Feldherren, Historikern u. s. w.

3) Als richtige Urtheilskraft gibt sie genau an:

a) ob und warum ein Begriff mit dem andern verbunden werden könne oder nicht;

b) ob und warum irgend ein gewisses Prädicat einem Subjecte zukommen kann oder nicht.

4) Die Leichtigkeit im Urtheilen endlich besteht darin, daß man selbst über verwickelte Fälle schnell und ohne mühsame Anstrengung die richtigste Ansicht faßt, und hiernach bestimmt und entscheidet; wie z. B. geübte Ärzte oder Richter über Krankheiten und Prozesse, Kritiker über Kunstwerke u. s. w.

Die Thätigkeit der Urtheilskraft gewährt dem Menschen ein großes, ganz eigenes Vergnügen, welches seinen Grund vorzüglich darin hat, daß wir bey dem Urtheilen etwas aus und durch uns selbst hervor bringen, was uns dann ein angenehmes Selbstbewußtseyn verschafft. Der Drang und das Ver-

gnügen des Urtheiles geht daher so weit, daß Kinder und unverständige Menschen lieber verkehrt, als gar nicht urtheilen wollen.

§. 21.

Die Vernunft.

Die Vernunft (im engeren Sinne) ist das Vermögen, das Verhältniß der Urtheile zu einander zu bestimmen, sie zu verbinden, und durch Schlüsse neue Wahrheiten daraus zu folgern.

Auf solche Art bringt die Vernunft in unsere ganze Erkenntniß Einheit, Zusammenhang und Wahrheit; sie ist daher die höchste Stufe der Geistesethätigkeit. Ihr eigentliches Geschäft besteht demnach insbesondere darin, daß sie den von der Urtheilskraft gelieferten Stoff (nämlich die Urtheile selbst), zusammen- und unterordnet, um daraus unbekannte oder neue Wahrheiten abzuleiten.

Dieß geschieht durch Vernunftschlüsse. Jeder vollständige Vernunftschluß besteht aber aus drey Urtheilen *). Die logische Einrichtung eines Vernunftschlusses ist folgende:

a) Der erste Vordersatz stellt eine allgemeine Wahrheit als Regel auf.

b) Der zweyte Vordersatz bestimmt: ob irgend ein besonderer Gegenstand oder Fall unter jene als Regel aufgestellte allgemeine Wahrheit gehöre oder nicht.

c) Der Schlusssatz wird dann aus den beyden Vordersätzen abgeleitet.

Beispiele.

Erster Vordersatz:

Handlungen, die dem Sittengesetze zuwider sind, dürfen nicht unternommen werden.

*) Die zwey ersten werden Vordersätze genannt; der dritte heißt der Schlusssatz.

Zweyter Vordersatz:

Raub und Mord sind dem Sittengesetze entgegen.

Schlusssatz:

Folglich darf man sie nicht begehen.

Erster Vordersatz:

Die Planeten haben kein eigenes Licht.

Zweyter Vordersatz:

Die Erde ist ein Planet.

Schlusssatz:

Folglich hat sie kein eigenes Licht.

Erster Vordersatz:

Was zu unserer Veredlung dient, das sollen wir sorgfältig cultiviren.

Zweyter Nachsatz:

Die Wissenschaften dienen aber zu unserer Veredlung.

Schlusssatz:

Also müssen wir sie cultiviren.

Aus diesen Beyspielen ist deutlich zu ersehen, daß Schlüsse eigentlich durch die Unterordnung des Besondern unter allgemeine Regeln entstehen, wodurch die Richtigkeit des Verhältnisses der aufgestellten Begriffe und Urtheile bewährt wird.

Auf diese Art kann sich die Vernunft über alle sinnliche Erfahrung erheben, und erzeugt dann die höchsten und allgemeinsten Begriffe, welche der letzte Maßstab zur Beurtheilung alles in der Wirklichkeit Existirenden sind, indem nach ihnen die Wahrheit in jedem einzelnen Begriffe oder Urtheile bestimmt wird. Sie werden reine Begriffe oder Vernunft-Ideen genannt, weil sie nicht durch sinnliche Anschauungen, sondern durch die reine Thätigkeit der Vernunft producirt werden. Solche reine Begriffe, Vernunft-Ideen, oder Ideale, denen kein wirklich existirender Gegenstand ganz entspricht, sind z. B. Gerechtigkeit, Weisheit, Schönheit u. dgl.

Man kann aber die Vernunft von zwey Seiten betrachten; als theoretische und als praktische.

Als theoretische Vernunft erhebt sie die Erkenntniß des Menschen zu den letzten und höchsten Ideen, und bildet so durch Einheit ein in sich vollendetes Ganzes, welches jedoch in sein inneres Wesen eingeschlossen bliebe.

Da der Mensch aber seine Erkenntnisse und Vorstellungen durch Handlungen zu realisiren strebt, diese Handlungen aber, der Würde eines vernünftigen Wesens gemäß, auf sittlichen Grundsätzen beruhen müssen: so erscheint die Vernunft als praktische, indem sie durch Gesetze die Thätigkeit des Willens bestimmt.

Dieser Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Vernunft zeigt sich im wirklichen Leben bey verschiedenen Menschen auf eine auffallende Weise. So z. B. zeigt Mancher viel Vernunft in Speculationen und im Ausfinden trefflicher Plane; die Ausführung aber mißlingt ihm, die einem Andern vollkommen gelingen würde, wenn ihm nur irgend Jemand Plane an die Hand geben wollte. Große Wirkungen werden hervor gebracht, wenn zwey Menschen — in deren einem die theoretische Vernunft eben so vorherrscht, wie im andern die praktische — zur Erreichung Eines Zieles sich zweckmäßig vereinigen.

Vom Verstande und von der Urtheilskraft unterscheidet sich die Vernunft dadurch, daß

a) der Verstand seine Kenntnisse durch allgemeine Begriffe bildet und erwirbt;

b) die Urtheilskraft die übrigen durch Vergleichung, Verbindung und Absonderung dieser Begriffe, das ist, durch Urtheile;

c) die Vernunft aber durch Schlüsse, die sie ableitet, indem sie jene Urtheile vergleicht, verknüpft und absondert. Die Vernunft ist also das Höchste und das Gesetzgebende in uns.

Zur faßlicheren Erklärung des Eigenthümlichen dieser

drey höhern Geistesvermögen bedient sich Kant in seiner Anthropologie folgender Beispiele:

„Der unter gemessenen Befehlen stehende Haus- oder Staatsdiener braucht nur Verstand zu haben; der Officier, dem für das ihm aufgetragene Geschäft nur die allgemeine Regel vorgeschrieben ist, und dem nun überlassen wird, was in vorkommenden Fällen zu thun sey, selbst zu bestimmen, braucht Urtheilskraft; der General, welcher die möglichen Fälle beurtheilen, und für sie die Regel sich selbst ausdenken soll, muß Vernunft besitzen.“

§. 22.

Die Aufmerksamkeit.

Alle Verrichtungen des Denkvermögens können ohne höhere Aufmerksamkeit nicht gehörig Statt finden. Man unterscheidet daher diese, als intellectuelle, von der bloß sinnlichen, das ist, von derjenigen, die auf äußere sinnliche Eindrücke und Erscheinungen angewendet wird.

Die Aufmerksamkeit überhaupt bestimmt uns, unsere Geisteskräfte auf einen gewissen vorgesezten Punct willkürlich und fest hinzurichten, um das Ganze und seine Theile deutlicher zu durchschauen und zu erkennen.

Bey der intellectuellen Aufmerksamkeit unterscheidet man insbesondere die vergleichende und die abstrahirende.

Die vergleichende Aufmerksamkeit (Comparison) wendet sich unter mehreren Gegenständen willkürlich und absichtlich bald nach diesem, bald nach jenem, um durch Vergleichung die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit derselben aufzufinden. So z. B. vergleicht man, um das Eigenthümliche und Unterscheidende zweyer Nationen aufzufinden, ihre physischen, moralischen und intellectuellen Eigenschaften.

Die abstrahirende Aufmerksamkeit (Abstraction) ist diejenige, welche von irgend einer Vorstellung vorsätzlich abgezogen und auf eine andere hingerrichtet wird. Z. B. ich will irgend einen Körper untersuchen; ich nehme aber dabey keine

Nücksicht auf die Farbe desselben, sondern betrachte nur seine Gestalt und Größe; oder ich betrachte den Nutzen einer Pflanze, aber nicht in der Heilkunde, sondern bloß als Nahrungs- und Hausmittel, z. B. zum Färben.

Alle Aufmerksamkeit muß in ihrer Richtung auf gewisse Vorstellungen lange anhalten können, ohne zu ermüden; nur dadurch wird es ihr möglich, den vorgesezten Gegenstand vollständig von allen Seiten zu betrachten, und in das Wesen desselben tiefer einzudringen. Wenn sie aber bald ermüdet, oder von einer Vorstellung zur andern flüchtig hineilt, und sich leicht zerstreuen und abwenden läßt, dann wird sie in keine Sache tiefer eindringen, folglich auch in keinem Fache der Kunst und Wissenschaft ein vorzüglicheres Geisteswerk jemahls zu Stande bringen. Gespannte und anhaltende Aufmerksamkeit ist dem wissenschaftlichen Denker und dem Künstler eben so nothwendig, als dem Geschäftsmanne und dem im praktischen Leben selbst brauchbaren Menschen.

§. 23.

Der W i ß.

Der W i ß kommt mit dem Scharfsinne, so wie mit dem Tiefsinne darin überein, daß alle drey vergleichende Kräfte sind; sie unterscheiden sich aber wieder dadurch, daß der W i ß vergleicht, um Berührungspuncte aufzufinden, der Scharfsinn, um zu scheiden, der Tiefsinn, um zur Hervorbringung der Einheit auszugleichen.

Der W i ß gründet sich auf Verstand und Einbildungskraft, der Scharfsinn auf die Urtheilskraft, der Tiefsinn auf die Vernunft.

Der Tiefsinn vereinigt sich daher mit der Vernunft in dem Bestreben, Gleichheit und Einheit, und zwar alles dessen hervor zu bringen, was der W i ß anschaulich verbunden, und der Scharfsinn verständig geschieden hat. Der W i ß fordert zu seinem Stoffe nur Gegenstände (wären es auch die unähnlichsten), bey denen er durch Vergleichen Berührungs-

puncte auffindet; der Scharffsinn ist ein Wiß im höhern Grade (Wiß der zweyten Potenz), denn er nimmt zu seinem Stoffe keine Gegenstände, wie der Wiß, sondern die vom Wiße gemachten Vergleichen, die er von neuem sichtet und sondert. Der ausgleichende Tieffsinn steht als Höheres und Höchstes über beyden, wie die Vernunft über dem Verstande und der Urtheilskraft steht.

Der Wiß ist demnach eine vergleichende Kraft, welche in Gegenständen, die an sich unvergleichbar sind, die versteckten, obschon oberflächlichen Berührungspuncte, nicht mühsam forschend, sondern schnell, ja plötzlich findet.

Man kann daher den Wiß mit der sich plötzlich entzündenden und augenblicklich erleuchtenden elektrischen Materie des Blizes vergleichen.

Die eigentliche Function des Wißes wird demnach dahin erklärt, daß er zwey oder mehrere Gegenstände zusammen stellt, die einander scheinbar oder wirklich ungleich sind, und dann durch das Vergleichen derselben einen Berührungspunct heraus bringt, wo eine partielle Gleichheit zwischen ihnen Statt findet, das heißt, wo sie einander in gewisser Hinsicht (also nur partiell, nicht total) gleich sind; denn eine totale Gleichheit wäre Identität.

Man unterscheidet zwey Hauptgattungen des Wißes:

a) den Sach- oder Stoffwiß:

b) den Form- oder Sprachwiß.

Der erstere liegt in den schnell aufgefundenen Berührungspuncten der Gegenstände selbst. Z. B. wie Jean Paul sagt: „Weiber und Elephanten sind mäusefchen.“ Oder: „Wir haben alle schon geweint, jeder Glückliche einmahl vor Weh, jeder Unglückliche einmahl vor Lust.“ — Der letztere besteht in der besondern Art und Weise des Ausdruckes, daher man ihn auch den Wortwiß nennt. Er liegt oft in der Sprachkürze, oft im bloßen Wortspiele; z. B. „Briefwechsel und Wechselsbrief; Gericht als Tribunal und als Tafelgericht.“ Oder: „Er

verarmte, da er seiner Arme beraubt war." Wenn der Wortwitz bis ins Schale übertrieben wird, erhält er wohl auch die Rahmen: Buchstabenwitz, Sylbenwitz.

Als Unterarten und Grade des Witzes unterscheidet man:

- 1) den unbildlichen oder Verstandeswitz;
- 2) den bildlichen oder metaphorischen; Witz der Phantasie;
- 3) den lyrischen.

Der unbildliche Witz besteht darin, daß für zwey männliche Subjecte ein sie gleichsetzendes Prädicat gegeben wird. So steht im obigen Beispiele die Mäuseschen als gleichsetzendes Prädicat für die zwey ganz unähnlichen Subjecte: Weiber und Elephanten. Eben so verhält es sich, wenn Jean Paul sagt: „Der Mensch und der Meerräthig sind zerrieben am heißendsten.“ — Der unbildliche Witz ist ein Product des gesunden Verstandes. Hierher gehören demnach, nebst den Wortspielen, die Antithesen (Gegensätze), und der witzige Sirkel in den Begriffen.

Das Wortspiel setzt zwar ebenfalls, so wie der unbildliche Witz überhaupt, ein gleiches Prädicat für zwey unähnliche Subjecte voraus; das Eigenthümliche des Wortspieles besteht aber darin, daß jene Gleichheit des Prädicats mehr durch den Klang als durch den Sinn der Worte erhalten wird. So z. B. sind die Wortspiel-Denkprüche: „Geben und Vergeben; Aushalten und Enthalten; ein Wanderer, der in der Fremde weniger bewandert ist, als die Daheimgebliebenen *).“

Wer fähig ist, in sehr bedrängter Lage noch witzig zu seyn, ja sogar Wortspiele zu machen, beweiset oft große Gemüths- und Geistesruhe, da er es in seiner Gewalt hat, den Blick von der Sache selbst gegen ihr Zeichen hinzuwenden.

Zur Vollkommenheit eines Wortspieles wird erfordert:

*) So z. B. sagt der witzige Verfasser des goldenen Kalbes: „Sehen doch Leute ohne Geist die meisten Geister!“

a) daß es schnell gefunden, nicht mühsam gesucht scheine;

b) daß es sich entweder mit dem Sachwize verbinde, folglich in Gemeinschaft mit diesem die Menge der Ähnlichkeiten und Berührungspuncte vermehren und verstärken helfe; oder daß es sich dahin gefelle, wo der Witz überhaupt im reichlichen Maße strömt. Isolirt gebraucht, erscheint es frostig.

Zum Wortspiele gehört auch die Charade oder das Sylbenrathsel, das Anagramm, und mehrere andere Formen des Rathfels.

Die Charade besteht eigentlich aus mehreren Rathfeln, die in ein Ganzes zusammen laufen, indem die einzelnen Sylben des aufgegebenen Wortes als für sich bestehende Worte nach Rathfelweise beschrieben werden. Die deutsche Sprache ist an Stoff zu diesem Witzspiele insbesondere sehr reich, weil sie so häufig ihre Substantiven unverändert zusammen setzt.

Das Witzspiel des Anagramms besteht in der Versetzung der Buchstaben in einem Worte, wodurch ein anderer Sinn heraus kommt; z. B. Lied und Leid; Nebel und Leben u. s. w.

Die Antithese stellt Sätze, die sich widersprechen, oder doch zu widersprechen scheinen, einander entgegen. So z. B. sagt Lessing in der Beurtheilung eines Werkes: „Dieses Buch enthält viel Gutes und Neues, nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut ist.“ — Und Young: „Des Menschen Elend beweiset, daß er zur Glückseligkeit geboren sey.“ — So sagt derselbe von dem Ehrgeizigen: „Des Menschen Herz verzehrt alle Dinge, und bleibt doch immer hungrig.“ „Mehr, mehr! ruft der Unerfättliche, der vom Genuße verhungert.“

Der witzige Zirkel besteht darin, daß eine Idee sich selbst entgegen gesetzt wird, und dabey doch zwischen den Gegensätzen eine Ähnlichkeit bleibt; z. B. wenn man von einem ruhenden Zwäger oder Müßiggänger sagt: „Er muß sich nun

vom Erhöhlen erhöhten." Oder von einem, im engsten Winkel erbauten Kerker: „Der eingekerkerte Kerker."

Der bildliche Witz zeigt sich in Metaphern, Gleichnissen und Allegorien, und ist vorzüglich das Product der Phantasie.

Die Metapher macht einen Begriff anschaulich, indem sie statt desselben ein Bild setzt; z. B. „der Morgen des Lebens, die Jugend;" Begriff und Bild verschmelzen durch die Metapher in Eines.

Wenn der Witz sich der Metapher bedient, so kann dieß vorzüglich auf dreifache Art geschehen:

a) Wenn er durch die Metapher das Sinnliche befeelt; z. B. der zürnende Sturm, die mütterliche Erde.

b) Wenn das Geistige versinnlicht wird; z. B. das Licht des Verstandes; die Schwingen oder der Strom der Zeit.

c) Indem eine sinnliche Beschaffenheit auf die andere übertragen wird; z. B. die Rosen der Wangen, die Silberlocken.

Das Gleichniß unterscheidet sich von der Metapher wesentlich dadurch, daß bey dem erstern Begriffe und Bild nicht wie bey dieser in Eines zusammen verschmelzen, sondern als verschieden neben einander bestehen. Die Metapher würde z. B. sagen: „Die umwölkete Stirne verkündet Zorneswuth." — Das Gleichniß aber: „Seine Stirne, wie von drohenden Wolken umzogen." — Oder: „Ähnlich einer drohenden Wolke u. s. w." Gleichnisse sind es, wenn Graf Benzels sagt: „Die Liebe ist wie der Champagner, um so besser, je weniger sie mouffirt." — Oder: „Gefallene Schurken gleichen Raubthieren mit ausgebrochenen Zähnen und Klauen."

Die Allegorie, eigentlich eine verlängerte Metapher, stellt einen Gegenstand durch einen andern ähnlichen oder verwandten, bildlich und ausführlich dar, und hält also in der Durchführung immer einen doppelten Sinn vor. Allegorien kürzerer Art sind die folgenden:

„Vertrauen ist die schönste Blüthe der Menschlichkeit; aber in den schönsten Blumen hängt oft das giftigste Insect.“

„Mir ist der Kelch des Lebens mit Vermuth gefüllt bis an den Rand, und die bleiche Sorge reicht ihn mir.“

In einer weiter ausgeführten Allegorie stellt Horaz den, von innerlichen Unruhen und Bürgerkriegen zerrütteten Staat, unter dem Bilde eines auf dem Meere vom Sturm hin und her geworfenen Schiffes dar.

Lyrisch oder dithyrambisch wird der Witz genannt, wenn er, in glücklichster Vereinigung von Verstandes- und Phantasie-Witz, im reichlichen Überströmen den höchsten Grad von Fülle, Kühnheit und Tiefe erreicht, und den Menschen über das Irdische und Niederdrückende so empor hebt, wie die lyrische Begeisterung selbst, wodurch dann eine Art von geistiger Trunkenheit entsteht, in welcher Alles wie von elektrischen Funken aufleuchtet.

Der echte Witz jeder Art muß folgende Eigenschaften haben:

1) Er darf die Berührungspuncte der Gegenstände nicht mühsam aussuchen, sonst wird er schwerfällig. Eben daher darf der Witz eine Absicht, sich zeigen zu wollen, nie merken lassen, sonst wird er gesucht und vernünftelnd. Daher die Benennungen: Witzeln und Witzlinge, um das Haschen nach Witz, und Menschen zu bezeichnen, die vom Witzeln Profession machen.

2) Die aufgefundenen Ähnlichkeit muß treffend seyn, sonst wird der Witz schielend und matt.

3) Die Einfälle und Bemerkungen des Witzes müssen stets in die möglichste Kürze des Ausdruckes gekleidet seyn, denn durch Länge und Weitschweifigkeit verliert er die Kraft.

4) Der Witz sey nicht dunkel; der witzigste Einfall wird verwässert, sobald er eines Commentars bedarf, um verständlich zu werden.

5) Wenn der Witz persönliche Beziehung hat, sey er fein, das heißt, er beleidige weder aus Absicht, noch aus Nothheit.

Man würde die treffliche Kraft des Witzes sehr verkennen, wenn man glauben wollte, er diene nur zur Belustigung, nur für den gesellschaftlichen Zirkel. Der Witz ist mehr als Lustigmacher; er ist selbst in den höhern Wissenschaften nochwendig und von großem Nutzen, indem er durch Vergleichung der Dinge und durch daraus resultirendes Auffinden der Ähnlichkeiten zu neuen Ansichten und Entdeckungen führt, welche Zeit mit Zeit, Volk mit Volk zusammen hält; so dem Naturforscher, wenn er Gattungen und Arten von Körpern oder ihren inneren Bau mit einander vergleicht; so dem Philosophen bey seinen tief sinnigsten Untersuchungen u. s. w.

Wem die schöne Gabe des echten Witzes verliehen ward, der hüte sich auch vorzüglich vor Übermaß und Mißbrauch! Wehe dem, der keinem Ritzel eines witzigen Einfalls zu widerstehen, und ihn nicht zurück zu halten weiß, wo er nicht feck an das Tageslicht treten soll! Dem Stachel solcher Witzlinge ist nichts zu würdig, nichts zu heilig. Religion, Tugend und Verdienste aller Art schont er nicht, und gießt die Giftschale des Spottes über sie aus.

Aber nicht nur dieser bössartige, sondern selbst der unvorsichtige Witz bringt sehr oft die nachtheiligsten Folgen, verursacht oft lebenslange Feindschaften, bitteren Haß, und unver söhnliche Nachbezger. Witzsucht verkältet das Gemüth, und vernichtet seine heiligsten Gefühle. Und sey der Nachtheil der geringste, so wird das ewige Witzeln jedem Menschen von gebildetem Geschmacke endlich unerträglich, ja zum Ekel.

§. 24.

Der Scharfsinn.

So wie der Witz die aufgefundenen Berührungspuncte der Gegenstände zusammen stellt, und dadurch die Gegenstände selbst in der Idee verbindet: eben so zeigt sich der Scharfsinn (trennend, wie alles Scharfe überhaupt, daher die Benennung: Scharfsinn) darin, daß er das vom Wize aufgefundenene Ähnliche vergleichend aufs neue sichtet und scheidet.

Er wird daher definirt als das Vermögen, unter einer größern Ähnlichkeit (das ist, unter einer partiellen Gleichheit der Gegenstände) das Verhältniß der Unähnlichkeit (das ist, der partiellen Ungleichheit) aufzufinden und darzustellen.

Auf diese Art verrichtet der Scharfsinn sein Amt in der nähern und präcisen Bestimmung durch gewisse Merkmale sich ähnlicher Begriffe; insbesondere ist er wirksam bey der Erklärung der sinnverwandten Wörter (Synonyme).

Zu Beyspielen sowohl, als auch zur Übung des Scharfsinnes selbst, mögen die folgenden, von Eberhard erklärten Synonyme dienen.

„Anfallen, Angreifen.“

„Anfallen deutet auf eine geschwindere und heftigere Gewalt als Angreifen. Wer aber zuerst gegen einen Andern überhaupt Gewalt braucht, oder ihn beleidigt der hat ihn angegriffen. Der Bär fällt den Wanderer, der Wolf die Schafe an. Auch in dem uneigentlichen Gebrauche ist dieser Unterschied sichtbar. Wenn man sagt, daß jemand einen Schriftsteller angefallen habe, so zeigt das einen heftigeren, aus Erbitterung entstehenden leidenschaftlichen Tadel an. Da im Kriege bey einem Treffen die beyden Theile gewöhnlich mit dem Schießgewehre in der Ferne mit einander fechten, oft aber, wenn die Entscheidung verzieht, die Erbitterung immer größer, und endlich so groß wird, daß sich beyde Theile mit dem Degen und Bayonnete anfallen: so erhält zugleich das Anfallen den Begriff einer größern Nähe.“

Wenn der Witz in den Worten: Anfallen und Angreifen, die Ähnlichkeit des Begriffes darin gefunden hat, daß beydes mit Gewalt geschieht: so unterscheidet der Scharfsinn in dieser Gewalt wieder die Heftigkeit, Schnelligkeit und Nähe.

So unterscheidet Eberhard auch mit vielem Scharfsinn die feinsten Züge in der Bedeutung der Wörter: Dreist und Keck.

„Dreist wird immer in guter Bedeutung gebraucht. Keck

hingegen hat, wenn es von Menschen gebraucht wird, nur eine böse. „Du siehst, sie folgt dir selber nicht, darf keck sich wider ihre Pflicht und deinen Willen sträuben.“ (Eyr. Bluml.) — Diese Keckheit besteht also in einem Muthe, der nicht aus einem gerechten Vertrauen auf sich und seine gute Sache, sondern aus einem, mit einer gewissen ungestümen gedankenlosen Lebhaftigkeit entspringt. — „Sitzt ein Quintil im Rath der kleinen Kenner, wo man so keck den frühen Nachspruch wagt?“ Hagedorn. — „Nur bey Thieren, an denen Muth und Lebhaftigkeit geschätzt wird, kann Keckheit eine Vollkommenheit seyn.“

„Einig. Einhellig. Einmüthig. Einträchtig.“ Der geringste Grad der Eigenschaft, die diese drey Wörter bezeichnen, kommt schon denen zu, welche nur nicht in Mißverständniß und Streit leben. Die Nachbarn in einer Straße leben schon enig mit einander, wenn sie sich nicht mit einander zanken. Einhelligkeit, Einmüthigkeit und Eintracht bedeuten einen höhern Grad der Einigkeit, oder keine bloße Vermeidung des Streites, sondern eine wirkliche Übereinstimmung, und zwar: Einhelligkeit, eine Übereinstimmung der Meinungen und der Urtheile. So sagt man: Alle Zeugen bestätigen es einhellig; über diesen Punct herrscht unter den Geschichtschreibern eine große Einhelligkeit. Einmüthigkeit bedeutet die Übereinstimmung des Willens mehrerer Personen über einen Gegenstand. Er ist einmüthig zum Vorsteher der Gesellschaft erwählt worden, heißt also: Alle Glieder der Gesellschaft haben ihn zu ihrem Vorsteher verlangt. Eintracht ist die Übereinstimmung in dem, wornach mehrere Personen in ihren Handlungen streben, und welche daher entsteht, daß unter ihnen keine Verschiedenheit des Interesses Statt findet. Man verlangt zu der Eintracht die Übereinstimmung des Strebens zu dem gemeinschaftlichen Zwecke gesellschaftlichen Wohles, dessen einzige Quelle gegenseitige Liebe und Wohlwollen, und dessen unausbleibliche Wirkung Eintracht ist.“

Der Scharfsinn gründet sich auf das analytische Urtheilsvermögen. Hat er den höchsten Grad und den weitesten Umfang erreicht, so wird er Scharfsinnigkeit, das ist, die Fertigkeit, in die kleinsten und feinsten Verhältnisse einzudringen.

Wiz und Scharfsinn haben auch auf den Charakter des Menschen einen sehr verschiedenartigen Einfluß. Der Scharfsinnige zeigt sich in Allem viel bedenklicher, langsamer im Entschließen, daher auch weniger schnell in seinen Fortschritten, mehr bescheiden als der Wizige, mehr nach dem Gründlichen trachtend, aber weniger gewandt im wirklichen Leben. Der Wizige zeigt sich in allem viel rascher und freyer, oft dreist, ja fast bis zum Muthwillen, wenig bedenklich und umsichtig, populär und für das gesellige Leben. Mangel an Scharfsinn und Urtheilskraft macht den eigentlichen Dummkopf, Mangel an Wiz den langsamen und schwerfälligen Kopf, Mangel an Urtheilskraft mit Wiz, den albernen, abgeschmackten Gecken.

§. 25.

Der Tieffinn.

Der Tieffinn gründet sich auf die Vernunft. So wie den Scharfsinn die Benennung selbst als scheidende Schärfe charakterisirt, eben so wird auch das Wesen des Tieffinnes schon durch das Wort bezeichnet, weil er nicht bloß bey dem Außern verweilt, und sich mit dem Auffinden der Ähnlichkeit beschäftigt; sondern weil er sich auf das innere Wesen der Dinge wendet, also in die Tiefe dringt, dadurch die scheinbaren Widersprüche aufhebt, folglich ausgleichende Einheit hervor bringt, indem er alles Besondere und Mannigfaltige auf das Allgemeinste und Letzte, das ist, alles Erkennbare auf die höchsten Principien zurück führt. Sehr treffend bemerkt daher ein selbst sehr scharfsinniger Psycholog den Unterschied zwischen Wiz, Scharfsinn und Tieffinn:

„Scharfsinn und Tiefsinn trennen sich von einander schon weniger weit, als der Witz von beyden abliegt. Witz dient meistens zur Verschönerung des Lebens; er treibt kein Geschäft des Verstandes, sondern nur ein interessantes Ideenspiel, und ist daher schnell und leicht. Scharfsinn und Tiefsinn dagegen sind vom ernstesten wissenschaftlichen Gebrauche, denn sie fordern den Verstandes- und Vernunftgebrauch.“

§. 26.

Kopf; schlechter, mittelmäßiger, guter Kopf.

Nach Maßgabe der bisher erklärten Geisteskräfte werden die Köpfe eingetheilt: in schlechte, mittelmäßige und gute.

Der schlechte Kopf ist derjenige, dessen Anlagen so schwach und dürftig sind, daß er weder die Gedanken Anderer klar aufzufassen und fest zu halten, noch eigene neue Gedanken hervor zu bringen vermag. Folgen dieser Geisteschwäche im praktischen Leben sind: übermäßige Angstlichkeit, oder ihr Gegentheil: gefährliches, aus gänzlicher Unkenntniß entspringendes, blindes Zutrauen auf sich, und Vermessenheit im Handeln. Damit verbindet sich gewöhnlich die höchste Gleichgültigkeit, und bey heftigerem Temperamente sogar Haß gegen alles, was Geist, Vervollkommenung und Veredlung heißt.

Der mittelmäßige Kopf charakterisirt sich insbesondere durch den Mangel an selbstthätiger Productionskraft. Er vermag es wohl, sich in das hinein zu arbeiten, was Andere ausgedacht und aufgestellt haben, dabey bleibt er aber auch, ohne an eine Prüfung desselben zu denken. Mit Beyhülfe eines glücklichen Gedächtnisses wird er ein Register dessen, was Andere gesagt haben. Seine Kenntnisse beschränken sich auf das Nothdürftige; und da er fest klebt an fremden Begriffen und Meinungen: so erhebt er sich nie zu einer eigenen Ansicht. Die Menschen von mittelmäßigem Kopf

leben indessen gewöhnlich in der guten Ordnung eines geistlosen Schlendrians, beobachten genau alle Formalitäten, und befinden sich, nach ihrer Art und Natur, in behaglicher Indolenz meistens sehr wohl, da alles höhere Streben, also auch die davon unzertrennliche Unruhe, ihnen ganz fremd bleibt.

Den guten Kopf oder Menschen von Talent charakterisiren folgende Eigenschaften:

a) Leichtigkeit im Auffassen der Begriffe, die er in einen lichtvollen Zusammenhang zu bringen, zu einem wohlgeordneten Ganzen zu verbinden, und so in sein Eigenthum zu verwandeln weiß.

b) Vorzügliche Theilnahme für die populäre Seite und für die nützliche Anwendbarkeit der wissenschaftlichen Gegenstände im praktischen Leben, dem er den theoretischen Stoff durch Bearbeitung genießbar und erfreulich zu machen sucht.

c) Ein anhaltendes Streben nach stufenweisem Fortschreiten in der Bereicherung mit neuen Ideen und in der Erweiterung klarer Ansichten.

d) Ein gewisser Tact in seinem Denken und Treiben.

e) Mühsames Ausbilden einer harmonischen Thätigkeit aller Seelenkräfte, wodurch der gute Kopf oft sogar vor dem Genie den Vorzug behauptet, weil bey diesem letztern eine geistige Kraft meistens ein entschiedenes Übergewicht über die andern erhält, folglich die Harmonie der Kräfte gestört wird.

f) Gutes Gedächtniß; eine nicht sehr lebhafte, aber wohlgeordnete Einbildungskraft; gesunder, richtiger Verstand, Scharfsinn, und eine geübte, vielumfassende Urtheilskraft.

Die Ursache, daß der gute Kopf oder das Talent, ungeachtet dieser bedeutenden Vorzüge, an Wirkksamkeit und ergreifender Macht dennoch weit hinter dem Genie zurück bleiben muß, liegt in dem Mangel an freyerer Kraft zu höherem Aufschwung und in der Unfähigkeit, ganz eigene und neue Ideen hervor zu bringen.

§. 27.

Das Genie. Bestandtheile desselben.

Das echte Genie läßt sich theils daran erkennen, daß es sich, als wirksame Kraft, stets erfinderisch und schöpferisch zeigt; theils auch durch die nähere Zergliederung der Bestandtheile, die das Wesen desselben begründen.

Diese Bestandtheile sind theils physisch, theils rein intellectuell, theils moralisch.

A. Physischer Bestandtheil.

Reizbarer und zarter sinnlicher Organismus. Wie nothwendig hier die feinste Beschaffenheit der Nerven und der Reichthum ihres ätherischen Fluidums sey, ist einleuchtend; denn durch das reizbare, schnell geweckte Spiel der Nerven gleicht das Genie der Aöls-Harfe, die, vom leisesten Lufthauche berührt, himmlisch erklingt. Ein Genie bey stumpfen, groben Nerven, läßt sich eben so wenig denken, als Licht und Feuer im verkohlten Holze. Daher auch rührt es, daß fortgesetzte, brutal-ausschweifende Lebensweise den göttlichen Funken des Genie's im Menschen ersticken kann.

Das Genie bedarf zu seiner ersten Grundlage die höchste Lebendigkeit, Stärke, Tiefe, Klarheit und Mannigfaltigkeit der Anschauung, die es aber ohne eine edlere, hoher Erregbarkeit fähige Beschaffenheit des sinnlichen Organismus nie erlangen kann.

B. Intellectuelle Bestandtheile.

Vorherrschend vor allen übrigen Geisteskräften sind hier Phantasie und Vernunft. Ihnen nothwendig zur Seite steht die Urtheilskraft.

Phantasie und Vernunft begründen das Genie als produktive Kräfte. Wirkt vorzüglich die Phantasie, so entsteht das Kunst-Genie. Ohne alle höhere Wirksamkeit der Phantasie kann aber kein Genie bestehen. Man hat

daher mit Recht behauptet, alle echten Genie's müßten, im größeren oder geringeren Grade, Dichter seyn.

Wirkt mehr die höhere Thätigkeit der Vernunft, so zeigt sich das Genie als Schöpfer im Gebiete irgend einer menschlichen Erkenntniß, als Urheber eines neuen Systems u. s. w.

Es ist zwar, wie die Erfahrung selbst es bestätigt, keineswegs nothwendig, daß Phantasie und Vernunft im Genie das Ebenmaß gleicher Kräfte halten; unerläßlich aber zur Vollkommenheit desselben ist die harmonische Wechselwirkung von beyden. Hieraus entsteht jener höchste und unbegreifliche Bestandtheil des Genie's, welchen wir Geist nennen. Über diese harmonisch-belebende, Alles vollendende Kraft spricht Carus, selbst voll Geist, also:

„Im Geiste sammelt sich die ganze Strahlenreihe der Bilder und Gedanken in Einen Brennpunct. Es ist uns angenehm, aber unbestimmbar, wenn z. B. ein einziger Ausdruck in einem Dichter eine solche Wirkung thut, daß alle unsere Gemüthskräfte bewegt werden. Die bloße Lebhaftigkeit macht es nicht aus; denn durch diese allein kann uns mancher Mensch sogar lästig werden. Es kommt also etwas Sympathetisches hinzu, was uns anzieht und befruchtet, nicht bloß mit neuen Ideen, sondern auch mit frischer Thätigkeit. Ein Product hat Geist, wenn es gewisse durchgreifende leitende Haupt-Ideen enthält, die aber oft schwer heraus zu finden sind. Wiß erschöpft den Geist eben so wenig; denn sein Spiel, auch das unterhaltendste, wird ein Scheinspiel, das flüchtig schwindet, und flüchtig genossen seyn will, indessen der wahre Geist unsere Talente nicht bloß belebt, sondern auch anspannt und erhebt.“

Verbindend und ordnend wirkt die Urtheilskraft in dem zwar reichen, aber zu üppig sprossenden Genie. Sie ist der Gärtner, welcher die Auswüchse beschneidet. Ihr zur Seite geht der Scharfsinn und der Geschmack. Ihr ist das genialische Disciplinar-Wesen übertragen; und darf sie gleich

nur die negative Macht des römischen Tribuns durch ihr Veto ausüben, so ist ihre Wirksamkeit doch eben so kräftig als nothwendig.

C. Geistig-moralische Bestandtheile.

Diese sind:

a) Kostlose Thätigkeit und feste Beharrlichkeit im Verfolgen seines Zieles und im Ausbilden seines Ideals, ohne welches das Außerordentliche nicht erreicht werden kann.

b) Frühes Erkennen seines wahren Berufes, von dem es sich nur äußerst selten wieder abbringen läßt. So lange es sich noch nicht deutlich erkennt, spricht es sich wenigstens deutlich im Auffinden seines Gegentheiles aus, dem es kräftig widerstrebt.

c) Daher stammt endlich auch die anhaltende Richtung aller Geistes- und Gemüthskräfte nach dem Hauptpuncte, der ihm als der schönste und höchste erscheint, und dem es alles Andere standhaft und frohen Muthes unterordnet.

§. 28.

Arten des Genie's.

Nach diesen Kennzeichen und Bestandtheilen des Genie's kommen drey Grade oder Arten desselben zu bemerken:

a) Das rohe Genie, ohne Ausbildung und ohne Geschmack, Auswüchse treibend in ganz regelloser, wilder Kraftfülle.

b) Das gebildete Genie, geläutert durch zweckmäßige Übung seiner Kräfte, und hingeleitet zu einem klar erkannten Ziele; wobey denn alle üppig-wilden Ranken von selbst abfallen, oder mit Absicht vom geraden Stamme getrennt werden. Hier kann noch, als höchster Grad des gebildeten Genie's,

c) das vollkommen ausgebildete Genie folgen, welches sich durch die volle Harmonie aller seiner Kräfte

ankündigt, die es zu einem Zwecke wirksam verbindet. Hier kann die höchste Begeisterung mit der schönsten Besonnenheit zugleich herrschen, indem dabey eine himmlische Verklärung des Geistes Statt findet.

Betrachtet man das Genie in Ansehung des Ideals, dem es entgegen strebt: so kann es ein mechanisches, mathematisches, dichterisches, philosophisches u. s. w. geben.

Von unechten Genie's, oder vielmehr Schein- und Nicht-Genie's gibt es mehrere Arten, die man wohl kennen muß, um sich von ihnen nicht verblenden zu lassen. Diese sind:

a) Der so genannte Mutterwitz, der sich in mancherley Sachen von ganz verschiedener Art sehr schnell hinein findet.

b) Das bloße Talent, vergesellschaftet mit einem besonders lebhaften Temperament, oder die so genannten aufgeweckten hellen Köpfe.

c) Die durch Übertreibung vor der Zeit reif gewordenen menschlichen Treibhaus-Pflanzen, die eben deshalb auch stets von einem geistigen Tode frühzeitig überfallen werden. Man erinnere sich hier so mancher Kinder, die, kurze Zeit hindurch, Gegenstände allgemeiner Bewunderung, nach ihrer ephemeren Glanzfrist unbedeutende Menschen werden, zerstört an Leib und Seele.

d) Selbstgelehrte und so genannte Tausendkünstler, die sich auf vielerley Dinge verlegen, und diese dann mit außerordentlicher Mühsamkeit durch Winden und Drehen zu raffiniren wissen, ohne dabey im Geringsten irgend etwas Eigenes und Selbstständiges hervor zu bringen.

e) Windige Sprudelköpfe, die nur immer darauf ausgehen, etwas Neues zu ersinnen, aber sich schon zufrieden geben, wenn das Hervorgebrachte auch nur den Schein der Neuheit hat, sey es übrigens noch so unbedeutend, oder sogar unsinnig. Hierher gehören die Projectmacher und die genialistischen Kraftmänner, die theils Orakelsprüche ausströmen, theils

gern Ideen = Funken hinschleudern, die dann ausführen mag, wer kann.

f) Schwärmer und Träumer, die Andern dasjenige als himmlische Erscheinung aufstischen wollen, was sie selbst weder wahrhaft fühlen, noch klar erkennen und verstehen.

g) Halb Wahnsinnige, die einen hohen Werth darein setzen, von Allem, was natürlich und gewöhnlich ist, abzuweichen, und durch Sonderbarkeit in Meinung, Gefühls- und Lebensweise als hohe Originale zu erscheinen.

h) Feine Schlaupöfse, die sich von Allem einen Anstrich zu geben wissen, und, durch bloße höchst feine Klugheit, als geistreich, witzig, gelehrt, begeistert, verloren in liebenswürdige, künstlerische Unbeholfenheit in Welthändeln — oder was man nur von ihnen will, und ihnen eben vortheilhaft dünkt — auftreten können. Solche Genie-Alffen wissen das Unwesentliche des Genie's oft sehr täuschend nachzumachen. Theils überreden sich solche Menschen selbst, Genie's zu seyn, theils aber begnügen sie sich, es Andern glauben zu machen.

§. 29.

Universal-Genie und Einseitigkeit des Genie's.

Man hat unter den vielen Fragen, die zu aller Zeit mehr aufgeworfen als beantwortet wurden, auch die Frage vorgelegt: Ob es Universal-Genie's geben könne und wirklich gebe? das ist: ob es Menschen gebe, die in allen menschlichen Vollkommenheiten gleich groß seyen?

Diese Frage dürfte allerdings verneinend zu entscheiden seyn, wenn man erwägt, daß die Geschichte uns noch kein solches Universal-Genie aufstellte; ferner: wie selten schon ein ausgezeichnetes Genie in einer Sphäre sey, und welche rastlose Übung dazu gehöre, um nur in einem Fache einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen.

Dagegen wird vielmehr von der Erfahrung bestätigt, daß

die echte Genialität sich fast durchgehends auf die ihr eigenthümliche Sphäre beschränke, folglich, im bessern Sinne des Wortes, immer einseitig sey. Eben daher geschieht es auch, wie man sehr richtig bemerkt hat, besonders häufig, daß geniale Menschen in der Wirklichkeit vielfach als Fremdlinge anstoßen, und daß Genie's verschiedener Fächer sich so oft verkennen und gering schätzen, weil jedes dasjenige Ziel, für welches es sich ausschließend bestimmt fühlt, für das schönste und wichtigste hält.

Das Genie ist etwas Göttliches, das nur von der Natur gegeben wird, durch kein Studium aber, durch kein Bemühen erworben werden kann. Alles, was die Erziehung für dasselbe zu thun vermag, besteht darin, daß sie es weder gewaltsam zurück halte, noch gewaltsame Reife desselben erzwingen wolle.

§. 30.

Licht- und Schattenseite des Genie's für die Welt.

Die Schattenseite kommt eigentlich nur dem rohen unausgebildeten Genie zu. Das vollkommen ausgebildete Genie erscheint immer im Lichte; denn es ist harmonisch in sich selbst, und wirkt deshalb auch harmonisch in Allem und auf Alles.

Will man diese Harmonie der Geisteskräfte in auffallenden Beyspielen dichterischer Genie's betrachten: so stellen sich vor Allen Homer, Sophokles und Gothe dar.

Das echte Genie eilt seinem Zeitalter stets zuvor, doch mit dem Unterschiede, daß das rohe Genie mehr gewaltsam und zerstörend wirkt, alles mit sich fortreißt, und einem tobenden, wild auflodernden, verzehrenden Feuer gleicht; wogegen das ausgebildete Genie wie ein himmlisches Licht mild voran leuchtet seinem folgenden Jahrhundert. Beyde Arten des Genie's wirken aber gewöhnlich nur im Großen. Haupt-Ideen und die höchsten Punkte sind es, mit deren Schöpfung und

Gestaltung die Genialität sich beschäftigt; der ausführlicheren Bearbeitung des Details und der kleineren Züge ist es abhold, und überläßt dieselbe mehr dem Bienenfleiß der guten Köpfe. Daher rührt es denn auch, daß geniale Werke und Ansichten von der Welt sehr oft erst dann vollkommen aufgefaßt, richtig beurtheilt, und überhaupt ihr genießbar werden, wenn sie von guten Köpfen näher beleuchtet, mehr erklärt, und ausführlicher entwickelt worden sind.

§. 31.

Das Ahnungsvermögen.

Das Ahnungsvermögen gründet sich auf das Vorstellungsvermögen, und ist das Vermögen einer, mehr oder weniger klaren, größten Theils aber nur dunkeln oder dämmernden Vergewärtigung der Zukunft, wobey sich gewöhnlich mehr Thätigkeit der Phantasie als der Vernunft findet.

Es lassen sich aber in dem Ahnungsvermögen drey Grade unterscheiden, wornach Ahnen überhaupt entweder Vorempfindung, oder Vorgefühl, oder Vorhersehen ist.

Das Vorempfinden, als der unterste Grad des Ahnens, beschränkt sich auf das Ahnen physischer Veränderungen, und ist ein dunkles, thierisch-organisches, auf die Reizbarkeit des Sinnes gegründetes Ahnen. Es wirkt größten Theils instinctmäßig-sicher, vorzüglich im Thiere; z. B. bey nahenden Stürmen, Gewittern, Regengüssen, bey dem Wechsel der Jahres- und Tageszeiten, der Witterung überhaupt u. Auch bey sensibeln, kränklichen Menschen ist dieß oft der Fall.

Das Vorgefühl, ein zwar deutlicheres, aber dennoch unbestimmtes, auf reproductive Einbildungskraft, Sympathie (Mitgefühl) und dunkle Rückerinnerung an ähnliche Vergangenheit gegründetes Ahnen. Es wirkt am mächtigsten in rohen Zeitaltern und im ungebildeten Menschen, der hierauf Furcht

und Hoffnung der Zukunft baut, und sich dadurch sogar vielfach zu Handlungen bestimmen läßt. So entstehen denn aus solchen Ahnungen auch Vorurtheile, Träume des Erwartens, Uebermaß im Vorschmerz und in der Vorwonne, sympathetisches Zusammenstimmen der Gemüther, Täuschungen in Sehnsucht und Abscheu u. dgl.

Das Voraussehen, als dritter und höchster Grad des Ahnens, stützt, auf Verstand, Erfahrung, Wiß und Scharfsinn gestützt, in die dunkle Zukunft, und gründet dann ihr stets bedingtes Vermuthen, Hoffen und Fürchten, auf wahrscheinliche Berechnungen und Schlüsse.

Diese Art von Ahnungen kann nur dem gebildeteren Menschen eigen seyn. Sie entartet aber ins Fehlerhafte, sobald sie entweder durch Trugschlüsse den Erfahrungsgesetzen widerspricht, oder sich unbedingtes Vorhersagen erlaubt.

Dieses Vorhersehungsvermögen oder Ahnen bedingter Wirkungen schärft sich den Blick in die Zukunft vorzüglich durch tieferes Erforschen und Erkennen der Gegenwart, der verstecktern Verbindung der Dinge und ihr Vergleichen mit vorher gegangenen Erfahrungen. In dieser Hinsicht sagt ein Schriftsteller sehr treffend: „Der Seemann bestimmt aus den Bewegungen des Meeres, dem Zuge der Wolken und andern Erfahrungen, die herannahende Gefahr des Sturmes. Wer, mit der Geschichte der ältern Zeiten vertraut, gewisse gegenwärtige politische Verhältnisse mit ehemahligen, die ihnen ähnlich sind, vergleichen kann, wird Manches voraussagen können, was sich in Ansehung der Lage, Verbindungen, Vergrößerung oder Fall der Staaten, Krieg und Frieden u. dgl. ereignen wird. Der geübte General entdeckt aus der Stellung des Feindes, und aus seinen Bewegungen, die Absichten desselben öfter sehr schnell, wenn sie auch maskirt zu seyn scheinen. Der Arzt bemüht sich, aus den Umständen einer Krankheit, und der Vergleichung derselben mit ähnlichen Fällen, aus der Stärke oder Schwäche des Körpers, aus den Wirkungen, die gewisse Mittel auf den Kranken gethan haben, den künftigen

Gang der Krankheit, und weiß dem gemäß die Heilungsmethode derselben zu bestimmen."

§. 32.

Des Menschen zweyfache Zukunft. Ahnungsvolle Menschen. Werth, Gefahr und Nachtheil des Ahnungsvermögens.

Der Mensch fühlt einen starken Drang in sich, die Zukunft, und sein im Schooße derselben ruhendes Schicksal zu erspähen. Er wird mehr Dämmerung in dieses Dunkel bringen, wenn er bey seinen Forschungen den wesentlichen Unterschied einer zweyfachen Zukunft bemerkt, nämlich:

- a) Der ihm gegebenen;
- b) derjenigen, die er sich selbst gründet.

Die dem Menschen gegebene Zukunft liegt theils in dem ihm zu Theil gewordenen Naturell, theils in dem ohne sein Suthun sich ereignenden Zusammentreffen zufälliger Umstände und unwillkührlicher Verhältnisse.

Die zweyte Art der Zukunft gründet sich der Mensch selbst, und zwar auf doppelte Weise:

a) Durch willkührliches Selbstwählen und Ergreifen irgend einer Bestimmung; z. B. zu einem Stande, Aufenthaltsorte, Umgang, zu einer gewissen Lebensweise u. dgl.

b) Durch Selbstbildung seines Charakters, und durch freyes Hingeben an Lieblingsneigungen und Leidenschaften. Je fester der Charakter, desto fester die Gründung seiner Zukunft, und desto sicherer das Vorhersehen derselben. Nur eine Verkettung von außerordentlichen Schicksalen kann auffallende Ausnahmen von dieser Regel hervor bringen.

Das Ahnungsvermögen überhaupt ist bey dem Menschen gewöhnlich um so stärker, je lebhafter die Einbildungskraft in ihm wirkt, und zwar insbesondere dann, wenn Zartgefühl und Sympathie sich in einem höhern Grade damit verbinden. Wir finden daher dieses Vermögen vorzüglich herrschend in dem Wesen der Weiblichkeit, und in sehr affectvollen, exaltirten

Männern. Wahrscheinlich schrieben die alten Deutschen deshalb den Frauen eine heilige Vorherfagungsgabe zu. Auch in den untern Volksclassen findet man einen großen Hang zu Ahnungen, weil Phantasie und Affect unter denselben meistens vorherrschen. Am schwächsten, oder gar nicht, zeigt sich das Ahnungsvermögen bey dem sorglosen Kinde und bey sehr starkmüthigen, kräftigen, kalten Verstandesmenschen.

Das Ahnungsvermögen, im Geleite von Vorsicht und Besorgsamkeit, kann uns manchemal bedeutende Winke geben, oder wenigstens auf Manches im Voraus aufmerksam, folglich gefaßt machen. So wie man es aber zu einer eigentlichen Kraft der Weissagung steigern will, muß es nothwendig Täuschung mit nichtigen Schreckbildern, Aberglauben, und in Dunkelheit umherirrende Schwärmeren hervor bringen.

Das Ahnen im dritten Grade, oder das eigentliche Vorhersehungsvermögen, muß bey dem Menschen oft die Stelle des Wissens vertreten. Sehr treffend wird daher die Nothwendigkeit und der Werth desselben in der folgenden Stelle gezeigt:

„Diese natürliche, auf Überlegung und Verstandeseinsicht, nicht auf bloßen Gefühlen beruhende Vorhersehung ist die einzige Führerin, die uns in den Gefilden der dunkeln Zukunft einiger Maßen leiten kann, obgleich öfters aller Scharfsinn und alle Erfahrung zu gering sind, um ganz nahe bevorstehende Ereignisse zu entdecken. Noch weit ungewisser und schwankender ist Alles, was Manche durch ein bloßes Gefühl, durch eine dunkle Vorempfindung eines künftigen Zustandes (einer nahen Gefahr), ohne alle Gründe der Vernunft und Erfahrung, in Ansehung des zukünftigen Schicksales zu enthüllen wännen. Ob der Seele in gewissen Lagen, bey einer gewissen Modification ihrer Kräfte, in sonderbaren Stimmungen, ein solches natürliches (denn alles Übernatürliche muß hier wegfallen) Ahnungsvermögen zukommen könne, ist eine Frage, die zwar nicht gerade verneint werden kann (da man das innere Wesen der geistigen Kräfte, das ganze Spiel der

geheimen Ideen = Verbindungen und Gefühle noch zu wenig kennt): zu deren bestimmter Bejahung aber nichts von alledem, was dafür gesagt werden kann, bestimmen wird. Im Gegentheil können Ursachen genug angegeben werden, warum man das Vorhersehen eines Unglückes aus gewissen traurigen Gefühlen, banger Erwartung und dergleichen, oder eines Glückes aus entgegen gesetzten Gefühlen für sehr verdächtig halten muß. Die Neigungen vieler Menschen, das Wunderbare dem Natürlichen vorzuziehen, abergläubische Meinungen und Vorurtheile, Täuschungen der Phantasie, Eitelkeit und damit verknüpftes Bestreben, sich durch das Vorgeben, daß man ein solches Ahnungsvermögen besitze, eine gewisse Wichtigkeit zu geben, absichtliche Täuschungen aus andern eigennützigen Gründen und dergleichen, sind die Quellen, woraus viele solcher Erzählungen entstanden sind. Oft ließ sich ein gewisser Erfolg aus natürlichen Gründen vorher vermuthen, ohne daß man nöthig hatte, die Vorhersehung desselben aus einem Gefühle abzuleiten. Zuweilen trifft der Erfolg von ungefähr mit der vermeintlichen Ahnung einiger Maßen überein, wogegen hundert andere Fälle, da die Ahnung nicht in Erfüllung geht, nicht weiter beachtet werden. Wer würde sich aber über dieses Alles, was ein melancholischer abergläubiger Mensch Böses voraus sagt, Sorge machen? Auch die Furcht vor dem Unglücke, das ein solcher Mensch voraus zu sehen glaubt, kann Ursache seyn, daß er in einer wirklichen Gefahr sich für verloren hält, seine Besinnungskraft verliert, und die Mittel zu seiner möglichen Rettung nicht anwendet *).

Theorie des Gefühlsvermögens.

§. 1.

Gefühl und Empfindung.

Unter Gefühl überhaupt versteht man die Wahrnehmung unsers jedesmaligen subjectiven Zustandes im Bewußtseyn.

*) Man lese über diesen Gegenstand auch Herder's Abhandlung über Wissen und Ahnen.

Das Gefühlsvermögen ist demnach das Vermögen, jene Ankündigung unsers jedesmahligen subjectiven Zustandes im Bewußtseyn wahrzunehmen.

In empirischer Hinsicht ist jedes Gefühl entweder ein Gefühl der Lust oder der Unlust, folglich das empirische Gefühlsvermögen das Vermögen, den subjectiven Zustand von Lust und Unlust im Bewußtseyn aufzufassen.

Das innere Gefühlsvermögen ist also wohl zu unterscheiden von dem äußern Gefühlssinne und seiner sinnlichen Wahrnehmung (oder Empfindung); denn das Gefühl ist etwas Subjectives, das heißt, etwas, das nur im Gemüthe, nicht aber außer demselben im Sinne und seiner Wahrnehmung existirt. Das Gefühl drückt folglich nur gewisse Zustände der Seele aus. Die Empfindung aber ist objectiv, und kann daher nur die, außer dem Gemüthe liegende Veranlassung zur Erregung eines Gefühles seyn. So z. B. unterscheidet man bestimmt und deutlich die Empfindung des körperlichen Wohlseyns oder Übelbefindens von dem angenehmen oder unangenehmen Gefühle, welches sie in unserm Innern hervor bringt; eben so auch die Empfindung musikalischer Accorde in unserm Ohr, von den Gefühlen, zu welchen sie uns stimmen.

§. 2.

Gefühl. Vorstellung. Trieb.

So wie das Gefühl von der körperlichen Empfindung verschieden ist, eben so groß zeigt sich auch die reelle Differenz des Gefühlsvermögens von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen, folglich auch die der Gefühle von den Vorstellungen und Trieben (Begierde und Verabscheuung).

Es wäre sehr unrichtig, wenn man die Gefühle für dunkle Vorstellungen erklären wollte; denn die Vorstellung ist Sache des Denkvermögens, folglich Erkenntniß eines vom denkenden Subjecte selbst verschiedenen Objectes; das Gefühl aber beruht auf einem, durch ein Object hervor-

gebrachten Zustände des Subjectes. Manchmal können auch beyde (Vorstellung und Gefühl) in der Seele verbunden seyn. Dagegen gibt es aber auch Gefühle (sowohl angenehme als unangenehme) ohne Vorstellung. Ja, man bemerkt sogar, daß Vorstellungen sich manchmal als etwas ganz Fremdartiges in unsere Gefühle eindrängen.

Von den Trieben (Begierden und Verabscheuungen) unterscheiden sich die Gefühle:

a) Die Triebe beruhen auf der Thätigkeit des Begehungsvermögens.

b) Das Gefühl ist ein passiver Zustand des Gemüthes, in welchem es sich dem, dasselbe afficirenden Schmerz oder Vergnügen überläßt; die Triebe aber sind actives, und realisirendes Streben, den angenehmen Gemüthszustand zu erhalten, oder den unangenehmen wegzubringen.

c) So wie die äußere oder sinnliche Empfindung in uns ein Gefühl erwecken kann, eben so erweckt das Gefühl die Willensthätigkeit, das ist, die Begierden und Verabscheuungen, die sich dann in und durch Handlungen äußern.

§. 3.

Echtes Gefühl. Gleichgültige oder schwankende Gefühle. Gleichmüthigkeit.

Echtes Gefühl ist erhöhtes inneres Leben, und sein erstes Gesetz in dieser Hinsicht: „Es muß wahr seyn.“ Dieß kann es aber nur dann seyn, wenn es, gegründet auf einen reinen und gesunden Seelenzustand, die Mitte hält zwischen herzlosem Stumpfsinne und überspannter Sentimentalität; denn im ersten Falle findet Mangel an Gefühl Statt, im letztern bloß erkünsteltes Gefühl, verbunden mit Wissen und Vorstellung, einer Beymischung, welche dem echten und reinen Gefühle fremd ist.

Gleichgültige Gefühle nennt man diejenigen, die, zwischen Lust und Unlust schwankend, weder angenehm noch

unangenehm sind. Veranlassende Ursachen zu solchen Gefühlen können seyn: zu dunkle Wahrnehmung des äußern Sinnes; geschwächtes, oder (wie bey den Kindern) noch nicht völlig erwachtes Bewußtseyn; Einmischen der Überlegung, welche die Gründe der Lust oder Unlust prüft, sie nicht entscheidend findet, und den Menschen deßhalb unentschlossen läßt.

Aus dieser Gleichgültigkeit der Gefühle entsteht oft ein Gleichgewicht derselben, welches jedoch nur scheinbar ist, indem Schwanken und Unentschlossenheit kein eigentliches Gleichgewicht (im strengen Sinne des Wortes) hervorbringen.

Oft ist der Mensch auch schon für ein Gefühl ganz gestimmt, will es sich aber nicht gestehen, sondern täuscht sich mit erlogener Gleichgültigkeit. Noch öfter hält er seine Gefühle für gleichgültig, weil er auf seinen Zustand nicht die erforderliche volle Aufmerksamkeit verwendet.

Eben dieses so genannte Gleichgewicht der Gefühle ist daher ganz verschieden von der Gleichmüthigkeit oder derjenigen Gemüthsstärke, welche nur den trefflichsten Menschen eigen ist, und sie vor allem Uebermaße der Gefühle, sowohl der freudigen als der schmerzlichen, bewahrt und aufrecht erhält.

S. 4.

Das thierische Gefühl.

Der Trieb gründet sich auf vorher gegangenes Gefühl. Nun aber zeigt das Thier Trieb, folglich muß es Gefühl haben. Eben daraus geht auch hervor:

1) Daß die Pflanzen nicht eigentliches Gefühl, sondern nur Sensibilität und Reizbarkeit, oder Erregungskraft haben; denn das eigentliche Gefühl, sey es auch noch so dunkel, muß sich im Bewußtseyn ankündigen.

2) Daß die höhern Thiere stärkere Gefühle haben, als die niedern. Dieß bezeugen auch die klagenden und freudigen Töne der erstern, wogegen die letztern nur dumpfe, oder gar keine Laute hervorbringen.

Beträchtlich aber ist die Verschiedenheit des thierischen Gefühls von dem menschlichen. Sie zeigt sich in folgenden Hauptpunkten:

1) Das thierische Gefühl ist unwillkürlich, das heißt, es gründet sich auf die Nothwendigkeit des thierischen Instincts, es ist Naturzwang. Die Thiere haben daher das Gefühl nicht in ihrer Gewalt, wie der Mensch. Sie fühlen nur Schmerz und Lust, können sich aber nicht zu Wehmuth und Wonne erheben, und sind auch nicht vermögend, eines von beiden zu hemmen; denn Wehmuth ist eine Trauer über erlittenen Schmerz, Wonne ein Vergnügen über genossene Lust.

2) Das Thier fühlt den Schmerz nur objectiv und einzeln, nicht aber subjectiv und stätig im Zusammenhange, wie der Mensch, welcher daher sein Glück und sein Unglück nicht nur an sich, sondern auch in sich, und als ein Ganzes fühlen kann. Dem Thiere fehlt die dazu gehörige, das Gefühl begleitende Reflexion.

3) Eine Folge des vorigen ist es, daß das Thier nie so tief (in der Erhebung wie in der Erschütterung) fühlen kann, als der Mensch, dem eben deshalb nicht jeder Schmerz, wie dem Thiere, bloß ein bitterer oder niederer Schmerz ist, sondern der auch des höhern, des süßen durch Reflexion und Erhebung fähig ist. Er vermag sich dadurch zu stärken und aufrecht zu halten gegen den Schmerz, dem das Thier erliegen muß. Eben dieser Unterschied findet auch zwischen dem mehr thierischen und dem mehr geistigen Menschen Statt. Jener bricht in lautes Geschrey und in Gesichtsverzerrung aus, wo dieser mit ruhiger Miene schweigend duldet.

§. 5.

Das menschliche Gefühl.

Die Vorzüge des menschlichen Gefühls vor dem thierischen bestehen insbesondere:

a) In dem Gleichmuth, mit welchem der Mensch die stärksten Gefühle ertragen, ja sogar ihrer Meister werden kann. Der höhere, das ist, der wahre Mensch, wird sich weder von der Freude übermäßig hinreißen, noch vom Schmerze ganz zerdrücken lassen.

b) In der Erhabenheit, zu welcher er seine Gefühle steigern kann, wodurch er sich über das Thier und den niedern, oder Thiermenschen, so hoch empor hebt.

c) In der Stärke, deren sein Mitgefühl fähig ist, durch welches er sich in ein anderes Wesen ganz versenken, oder dasselbe wie sein zweytes Ich in sein Herz aufnehmen kann.

d) In der Stärke der Vor- und Nachgefühle, deren das Thier nicht fähig ist. Die Empfindung des Thieres endet mit dem Schmerz, oder mit dem Entfernen des Eindruck machenden Objectes. Die Hunde z. B. gehen vom heftigsten Zorne plötzlich in ruhigen Schlaf über, oder von banger Furcht zu sorglosem Fressen. In der Macht des Menschen aber steht es, seine Gefühle mit Willkühr fest zu halten, zu verlängern, und sich Vorgeschmack und Nachgenuß derselben zu bereiten.

e) In der Fähigkeit, unbestimmte und dunkle Gefühle zu klaren und deutlichen zu erheben, durch Reflexion, die dem Thiere, wie schon bemerkt wurde, ganz fehlt.

§. 6.

Ursachen der Gefühls-Erregung.

Der erste und nothwendige Grund zur Veranlassung und Erregung bestimmter Gefühle, liegt nicht in den Objecten, sondern im Menschen selbst, das ist, in seinem jedesmaligen Seelen- und Leibeszustande. So können also dieselben Objecte, es seyen nun Menschen oder Sachen, in verschiedenen Subjecten (Menschen), ja selbst in dem nämlichen Subjecte in verschiedenen Zuständen oder in verschiedenen Verhältnissen von Zeit und Ort die verschiedensten Gefühle hervor bringen, die vielleicht jetzt eben so unangenehm

sind, als sie einst höchst angenehm waren. Unsere Gefühle werden also nicht durch das bestimmt, was die Objecte wirklich sind, sondern dadurch, wie sie uns in unserm jedesmahligen subjectiven Zustande erscheinen. Bringen doch Objecte auf uns sogar nicht einmahl immer den nämlichen Sinnesindruck hervor! Eine Verletzung, die ein Mahl schmerzt, wird ein anderes Mahl von uns kaum geachtet. Und wie verschieden sind die Eindrücke, welche dieselbe Gegend in verschiedenen Gemüthsstimmungen auf uns macht! Manchem erscheint als erfreulich, was dem Andern schrecklich dünkt.

Alles dieses aber darf nicht dahin mißdeutet werden, als sey der Mensch ein wetterwendisches Wesen, dessen Gefühle einzig von den jedesmahligen Umständen bestimmt werden. Es zeugt vielmehr von unserer herrlichen Anlage zu Geistesfreyheit und Willenskraft. Das Furchtbare, das Schreckliche, muß uns daher nicht nothwendig furchtbar und schrecklich erscheinen, wenn wir nicht wollen. Tod und Unglück können uns folglich nicht entsetzen, nicht zerdrücken, zermalmen und zu schmälicher Selbstentehrung, oder zur Begehung eines Unrechtes zwingen, sobald wir die Kraft der Willensfreyheit in uns aufrecht erhalten. Als moralischen Wesen ist uns gegeben die Herrschaft über uns selbst und in der Welt der Erscheinungen, das ist, der Gegenstände des äußern Sinnes. Die letztern sind uns also nur das, wofür wir sie nehmen und gelten lassen.

Will man nun die Ursachen der Gefühls-Erregung im Einzelnen ausführlicher entwickeln, so sind die wesentlichsten derselben die folgenden:

a) Die Zusammenstimmung der Objecte mit dem Grundtemperamente und dem Charakter des Menschen, und den davon abhängigen herrschenden Stimmungen und Lieblingsneigungen. So z. B. werden die Gefühle des Eitels, des Ehrgeizigen u. insbesondere von denjenigen Gegenständen aufgeregt, die auf Eitelkeit, Ehrgeiz u. Bezug nehmen.

b) Annäherung der Objecte an unsere Vorstellungen, sowohl an die Hauptvorstellungen, als auch an die Nebenvorstellungen, die wir durch die Ideen-Verbindungen damit verknüpfen. Ruft ein Gegenstand in uns andere Nebenvorstellungen hervor: so wird er auch, in Angemessenheit zu diesen, andere Gefühle erzeugen. So z. B. wird Musik im Melancholiker, im Sanguiniker, in dem zum Jähzorne Geneigten, im Jagdfreunde, im Liebhaber der schönen Künste u. s. w. höchst verschiedene Gefühle hervorbringen; so kann auch die unfreundlichste Gegend, durch die Nebenvorstellung darin erlebter Freuden, die angenehmsten Gefühle in uns erregen. So wird auch dieselbe Handlung eines Andern dem Menschenfreund und dem Menschenfeind zu den verschiedenartigsten Gefühlen Veranlassung geben. Was den Einen in Begeisterung setzt, läßt den Andern kalt. Im sinnlichen Menschen wirken die dunkeln Nebenvorstellungen am kräftigsten. So z. B. ist die Freude die mächtigste, der sie sich ohne Prüfung und Zergliederung überlassen. Man erinnere sich an Göthe's schönes Gedicht: „die Libelle *).“

c) Die Angemessenheit der Objecte zur Beschaffenheit des menschlichen Körpers, nämlich zu seiner Schwäche oder Stärke, Reizbarkeit, gesundem oder krankhaftem Zustande 2c. (Z. B. schreckende oder sanfte Farben, grelle oder zarte Musik, bey rohern oder gebildeteren Menschen).

d) Die Angemessenheit der Objecte zu dem mindern oder stärken Hang nach Thätigkeit und Kraftäußerung, sie sey nun physisch, moralisch, oder geistig.

e) Das Verhältniß der Objecte zu unsern Gewohnheiten.

§. 7.

Grade der Gefühle der Lust und Unlust.

Alle Gefühle der Lust und Unlust haben Grade in verschiedener Hinsicht. Die vorzüglichsten dieser Grade sind:

*) Libelle, der Name einer Schmetterlingsart.

a) Die Grade ihrer Dunkelheit und Unbestimmtheit, oder Klarheit und Deutlichkeit.

b) Die Grade ihrer Dauer (das ist: der extensiven Größe); wornach die Gefühle entweder schnell vorüber gehende, oder kurze, oder anhaltende sind.

c) Die Grade ihrer Stärke (das ist, der intensiven Größe). Hiernach unterscheidet man schwache, ruhige, starke, heftige Gefühle.

Hierbey werden die Regeln aufgestellt:

1) „Je sinnlicher oder thierischer das Gefühl, desto heftiger.“

2) „Je stärker ein Gefühl ist, desto kürzer muß es seyn; je schwächer, desto länger kann es dauern.“

d) Grade der Reinheit: reiner Schmerz, reine Freude; oder: Schmerz mit Freude, Freude mit Schmerz. Entfernung des eigentlichen Gefühles vom Affecte und von der Vorstellung.

Hier gilt die Beobachtung: „Die Stärke des Gefühles vermindert sich mit der Abnahme seiner Reinheit, das heißt: je mehr es mit klaren Begriffen in Verbindung gebracht wird.

§. 8.

Physischer, moralischer und geistiger Schmerz.

Der höchste Schmerz ist der moralische, gegen welchen selbst der größte physische Schmerz gering wird. Dieser letztere wird

a) durch die körperliche Beschaffenheit begründet;

b) durch Mangel an Geistigkeit des Individuums beträchtlich erhöht und gesteigert;

c) durch Vermehrung der Bedürfnisse vervielfältigt;

d) durch Verminderung derselben beschränkt und geschwächt.

Der moralische Schmerz wird erhöht:

a) Durch einsames in sich Verschließen, durch Mangel an Theilnahme und durch die Achtlosigkeit Anderer gegen ihn. Schon mancher Unglückliche wurde, nicht durch sein Unglück, sondern durch die dabey erfahrene Lieblosigkeit der Menschen hartherzig und menschenfeindlich.

b) Durch absichtliche Verkennung und Geringschätzung der Größe des Schmerzes, und der ihn veranlassenden Ursachen. Dieß findet um so mehr Statt, wenn Andere gegen den Schmerztragenden sich sogar schadenfroh zeigen.

c) Durch das bittere Bewußtseyn der eigenen Schuld und des Selbstverschuldens, sey es nun Frevel oder sträfliche Thorheit, die das Unglück herbey zogen.

d) Durch mangelnde Kenntniß von Beyspielen solcher Menschen, die ein gleiches, oder noch schwereres, oder noch vielfacheres Unglück traf. Wenn solche Vorbilder ganz fehlen, der hat den bedeutenden Nachtheil, daß er sein Unglück stets für das größte hält, weil er nicht weiß, daß ein noch größeres möglich wäre, und auch schon wirklich da war.

Gemildert wird der moralische Schmerz durch die den vorigen entgegen gesetzten Ursachen, nämlich:

a) Durch geselliges Leben mit und in Andern; durch gefundene menschenfreundliche Theilnahme, Mitgefühl und volle Würdigung der Größe und Billigkeit unsers Schmerzes und seiner Ursachen.

b) Durch das herzerhebende reine Bewußtseyn eigener Schuldlosigkeit.

c) Durch Selbstvergleichung mit Beyspielen von Unglücklichen, die noch mehr litten und duldeten als wir, und dabey vielleicht sogar noch schuldloser waren als wir.

d) Durch die wiederholte Vorstellung, um wie viel schwerer das uns betreffende, den Schmerz aufregende Unglück hätte seyn können.

e) Durch spähenbe Aufmerksamkeit und Berücksichtigung der günstigen Nebenumstände, wären sie auch noch so gering.

f) Durch Gründe der Religion und der Moral, die an ihrem Orte weiter ausgeführt werden.

Eine besondere Betrachtung gebührt dem rein=geistigen Schmerz. Er kann, wie das Beywort selbst schon bestimmt, nur dem geistigen Menschen zukommen; dem rohen und unwissenden bleibt er ganz fremd. Der Halbgebilddete ist fähig, ihn zu ahnen, und ein dunkles Gefühl desselben zu haben.

Der rein=geistige Schmerz entsteht aus dem Gefühle der Beschränktheit unserer Geisteskräfte und unseres Wissens; er wächst gewöhnlich mit der Zunahme von beyden; denn je höher der Mensch steigt, um so fühlbarer werden ihm die gesetzten Schranken, die Schwäche seiner Kräfte, die Unergründlichkeit und Unerreichbarkeit von so Vielem. So kann unbefriedigte Wißbegierde der Quälgeist seines Lebens werden.

Für gewiß darf man annehmen, daß dogmatisches oder theoretisches Wissen dasjenige sey, welches in die Länge der Zeit am wenigsten befriedigt, auf jeden Fall minder und kürzer dauernd als das praktische, mit immerwährender Anwendung des Selbstgedachten oder durch Unterricht Erlernten auf das wirkliche Leben.

Mit jedem höher aufwärts steigenden Schritte im Gebiete der Speculation vermehren sich gewöhnlich die Zweifel und Widersprüche, und wie wenige derselben werden schon hiernieden gelöst?

Dieser Schattenseite des geistigen Strebens und Leidens steht aber auch eine herrliche Lichtseite gegenüber. Der höhere Mensch nämlich kann zwar, unter allen Geschöpfen allein, in dieser Hinsicht mächtigen Schmerz fühlen; dafür aber kann auch er allein nur eine hohe Wonne genießen, deren kein anderes Geschöpf fähig ist. Und folgt jeder längern Sinneslust entweder Ermattung, oder Sättigung und Überdruß, so können wir das geistige Vergnügen in viel längerer Dauer und mit einer steigenden Wonne genießen, die nur nach zu

großer und zu anhaltender Anspannung ermüden, aber auch gewiß wieder neu aufleben, und eigentlich ewig seyn wird. Nur wolle der Mensch nicht toben gegen die notwendigen Schranken seiner geistigen Existenz in der Verbindung mit einer physischen. Berge lassen sich nicht erstürmen; aber die Ruhe trägt ihren Himmel in sich. Wilde Unerfättlichkeit reißt in den Abgrund. Das selige Leben besteht in dem gehaltenen Streben nach fortschreitender Annäherung an die Ideale des Schönen, Guten und Wahren. Nicht die Kraft, es zu erreichen, aber die Fähigkeit dazu ward uns hiernieden verliehen.

§. 9.

Kennzeichen des echten und unechten Vergnügens.

Alles Vergnügen ist unecht, sobald es unsere Kräfte durch seinen Genuß abstumpft oder verzehrt. Dieß kann aber geschehen:

a) Sobald es im Uebermaße genossen wird, das ist, zu stark auf Einmahl, oder zu ununterbrochen.

b) Wenn wir es zur Unzeit genießen, das ist, zu früh oder spät im Verhältnisse zu der, entweder noch in der Entwicklung, oder schon in der Abnahme begriffenen Lebenskraft; z. B. wenn Kinder oder Greise Vergnügungen genießen, die nur der kräftigen Mittelzeit des Lebensalters zukommen.

c) Wenn es ohne Rücksicht auf körperliche Beschaffenheit genossen wird; z. B. wenn Kranke oder Schwächlinge sich Vergnügungen überlassen, die nur der gesunde und kräftige Mensch mit Mäßigung und zweckmäßig genießen darf.

d) Wenn man zu sehr dem Leicht zu erwerbenden Vergnügen nachjagt, welches stets viel erschlassender und verweichlichender wirkt, als das mit naturgemäßer Anstrengung, und selbst mit einiger Ungemächlichkeit erworbene. Daher der

stoische Ausspruch: „Aushalten und Enthalten.“ Oder: „Ertragen, Entsagen und Entbehren.“

Man muß fürwahr, um echtes Vergnügen ohne künftigen Nachtheil zu genießen, eine eigene Ökonomie des Vergnügens beobachten, und hierbey sind die Hauptgrundsätze:

a) Mäßigung im Genuße selbst, und Mäßigkeit in der Wiederholung desselben.

b) Beobachtung der für den Genuß jedes Vergnügens passendsten Lebenszeit.

c) Rücksicht auf die Beschaffenheit der Individualität des Menschen.

d) Entfernung aller Scheue vor Anstrengung.

e) Sparsamkeit im Vergnügen, das ist, öfteres und absichtliches Unterbrechen und Selbstversagen desselben.

Die Folgen des unechten Vergnügens sind:

a) Verweichlichung der Seele und des Körpers.

b) Frühere Abstumpfung und Erschlaffung der Kräfte.

c) Übersättigung.

d) Scheue vor Arbeit und Anstrengung.

e) Daraus entspringende Unthätigkeit.

f) Gefühllosigkeit und Blödsinn.

Das echte Vergnügen wird daran erkannt:

a) Daß es die Kräfte aufregt, ohne ihrer Erhaltung für die Zukunft zu schaden.

b) Daß es fortschreitend ist, das heißt, daß es sich durch fortgesetzten Genuß nicht vermindert, sondern, fern von Übersättigung, vielmehr wächst und steigt.

c) Daß nicht das Materielle oder der Stoff selbst, sondern die Form des Genusses, das ist, die Art und Weise, wie wir genießen, folglich der dadurch hervor gebrachte Zustand unsers Innern, das eigentliche Vergnügen gewährt.

d) Daß der Mensch das Vergnügen um so besser genießen kann, je besser er selbst ist.

Trefflich sind in dieser Hinsicht, und gerade hierher sehr passend, die Lehren, welche Wieland *) dem weisen Psalmist in den Mund legt. Ich führe nur einen kleinen Theil derselben hier an; sie sind an ein noch ganz unverdorbenes Naturvolk gerichtet:

„Wäre es möglich gewesen, euch des Vergnügens fähig zu machen, ohne daß ihr auch des Schmerzes fähig seyn müßtet, so würde es geschehen seyn. Aber so viel möglich war, hat sie dem Schmerz den Zugang zu euch verschlossen. So lang ihr ihren Gesetzen folget, wird er eure Wonne selten unterbrechen; noch mehr, er wird euer Gefühl für jedes Vergnügen schärfen, und dadurch zu einer Wohltthat werden; er wird in euerm Leben seyn, was der Schatten in einer schönen sonnigen Landschaft, was die Dissonanz in einer Symphonie, was das Salz an euern Speisen ist.“

„Alles Gute löset sich in Vergnügen auf, alles Böse in Schmerz. Aber der höchste Schmerz ist das Gefühl, sich selbst unglücklich gemacht zu haben, und die höchste Lust das heitere Zurücksehen in ein wohl gebrauchtes, von keiner Neue beflecktes Leben.“

„Freuet euch eures Daseyns, eurer Menschheit; aber vergesst nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzens, durch Übermaß die reinste Wollust zu einem Gifte wird, das den Keim eures künftigen Vergnügens zernaget. Mäßigung und freywillige Enthaltung ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen Überdruß und Erschlaffung. Mäßigung ist Weisheit, und nur dem Weisen ist es gegönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenkt, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen. Der Weise versagt sich zuweilen ein gegenwärtiges Vergnügen, nicht weil er ein Feind der Freude ist, sondern um seine Enthaltung sich auf die Zukunft zu einem desto vollkommeneren Genuße des Vergnügens aufzusparen.“

*) Goldener Spiegel. Erster Theil.

„Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich.“

„Lernet die leichte Kunst, eure Glückseligkeit ins Unendliche zu vermehren! Erstrecket euer Wohlwollen auf die ganze Natur; liebet alles, was ihr allgemeinstes Geschenk, das Daseyn, mit euch theilet! Liebet einen jeden, in welchem ihr die ehrwürdigen Kennzeichen der Menschheit erblicket, sollten es auch nur ihre Ruinen seyn!“

„Freuet euch mit jedem, der sich freuet, wischet die Thränen der Reue von den Wangen der bestraften Thorheit, und küsset aus den Augen der Unschuld die Thränen des Mitleidens mit sich selbst!“

„Vervielfacht euer Wesen, indem ihr euch gewöhnet, in jedem Menschen das Bild eurer eigenen Natur, und in jedem guten Menschen ein anderes Selbst zu lieben!“

„Schmecket so oft ihr könnt, das reine göttliche Vergnügen, Andere glücklich zu machen!“

§. 10.

Steigerung und Verminderung der Stärke des Gefühls.

Die Verstärkung oder Schwächung der Gefühle hängt von verschiedenen Ursachen ab. Vermindert wird die intensive Kraft derselben:

1) Durch Einförmigkeit und Gewohnheit, woraus endlich Gleichgültigkeit hervor geht. So erblicken wir die reizendsten Gegenstände immer mit geringerem Vergnügen, und die schrecklichsten immer mit geringerem Schauder, je länger, öfter und ununterbrochener wir die einen oder die andern vor uns sehen.

2) Durch gleichzeitiges Zusammentreffen oder zu schnellen Wechsel von Lust und Unlust, welches beyden so genannten gemischten Gefühlen Statt findet. Der hieraus entstehende Kampf und Widerstreit der Gefühle wirkt auf

das eine oder das andere derselben stets schwächend. Snell führt davon folgende Beispiele an:

„Oft ist etwas für die Sinne angenehm, was dem Geschmack und der Vernunft mißfällt; z. B. rohe, übermäßige Sättigung der Begierden. Je nachdem Sinnlichkeit oder Vernunft stärker wirkt, wird die dem Gefühle entsprechende Reizung die Oberhand behalten. Manche ästhetisch-schöne Gegenstände, z. B. der Anblick einer brennenden Stadt, oder des Auswurfes eines Vulkans, oder eines Bombardements bey Nacht, erregt ästhetisches Wohlgefallen; aber die Überlegung, daß dadurch so viele Verwüstungen angerichtet, und so viele Menschen unglücklich werden, erregt entgegen widrige Gefühle. Manches kann nützlich seyn, was den Regeln der moralischen Vernunft widerstreitet. Der Habfüchtige wird durch angenehme Vorstellungen von dem Besitze des Geldes zu unrechtmäßigen Handlungen angetrieben, die seine Vernunft mißbilligen muß; der Verschwender bauet sich ein prächtiges, geschmackvoll eingerichtetes Haus, indem ihm sein Gewissen Vorwürfe macht, daß er seine Schulden nicht bezahlt, oder arme Anverwandte darben läßt. Der Vernünftige überwindet den Ekel vor Arzeneyen, weil die angenehme Erwartung, seine Gesundheit dadurch zu erlangen, stärker ist; oder er opfert das Vergnügen, welches er aus dem Besitze schöner Kunstwerke, besserer Meubles u. dgl. erwarten könnte, dem Gefühle der Selbstzufriedenheit auf, das ihn beseligt, wenn er sich so weit einschränkt, um als ein ehrlicher Mann die Seinigen erhalten zu können. Ein wahrscheinlich erwartetes Gut ist in der Vorstellung angenehm; weil es aber immer noch möglich bleibt, daß die Hoffnung täuschen könnte, so wird das Vergnügen dadurch sehr gemäßigt. Die Vorstellung, daß man das erwartete Gute, auf dessen Besitz man sich schon im Voraus freuete, vielleicht dennoch nicht erhalten könnte, macht die Hoffnung zu einem gemischten Affect. Eben derselbe Fall ist es mit der Furcht vor einem bevorstehenden Unglück, das aber vielleicht noch abgewendet werden kann. Die Anstrengung der

Kraft, das Bewußtseyn, alle Mittel angewendet zu haben, die in unserer Gewalt standen, um dem unangenehmen Schlage vorzubeugen, die Vorstellung von dem erhöhten Vergnügen, das auf die Bekämpfung des Übels folgen wird, und von dem Guten, das auch aus dem Übel in mancher Rücksicht für uns erfolgen kann, vermischen sich mit dem bitteren Gefühle, und benehmen ihm vieles von seiner Bitterkeit."

3) Durch zergliedernde Reflexion, das ist, wenn das Erkenntnißvermögen dem Gefühlsvermögen an Kraft überlegen ist, folglich heller Verstand, ruhig prüfende Urtheilskraft, und nach Überzeugung strebende Vernunft im Menschen vorherrschen; denn jedes echte Gefühl ist ein, in Einheit bestehendes Ganzes, dessen reine und völlige Hingebung an eine Empfindung, an ein Bild, oder an eine Idee, durch Zergliederung, Abzählung und Sonderung in Bestandtheile vermindert oder auch ganz aufgehoben wird. Höchst schätzbar ist allerdings der gefühlvolle Mensch; in ihm liegt die edelste Humanität, die zarteste Empfänglichkeit für alles Gute, Schöne und Große. Sobald aber der Hang zu starken Gefühlen ein entschiedenes Übergewicht gewinnt, gibt er den Menschen zu sehr den anregenden Eindrücken des Augenblickes Preis, wirkt daher schmerzhaft oder schädlich, oft zerstörend und verderblich. Es ist deßhalb, schon zur Herstellung des innern Gleichgewichtes allein höchst nothwendig, die Kräfte des Erkenntnißvermögens absichtlich zu pflegen und zu stärken. Sehr zweckmäßig ist es, zu diesem Ende den Geist schon frühe an ein ernstes und anhaltendes Nachdenken sowohl über wissenschaftliche Wahrheiten, als auch über Gegenstände des praktischen Lebens zu gewöhnen, damit er sich nicht vom Gefühle blindlings leiten lasse.

4) Durch Erschlaffung des Nervensystems und durch den geschwächten Zustand des Körpers überhaupt, dieß sey nun eine Folge von Krankheiten, oder von übermäßiger Anstrengung, unordentlicher Lebensweise u. s. w. Hierher gehören auch Temperament und klimatischer Charakter. Wie schwach z. B. sind

nicht die Gefühle des Phlegmatikers, des Bewohners nebeliger Sumpfgenden!

5) Durch zu lange Dauer. Je länger ein Gefühl anhält, desto mehr muß seine Stärke abnehmen. Dieß gilt aber vorzüglich nur von den durch die Sinnlichkeit erregten Gefühlen, beträchtlich weniger bey den intellectuellen, ästhetischen und moralischen.

6) Durch zu häufige und zu nahe auf einander folgende Wiederholung derselben Gefühle.

7) Überhaupt endlich wird die intensive Stärke des Gefühls durch Extension oder Ausbreitung geschwächt, das ist, durch die Äußerung selbst, diese bestehe nun in Worten oder im Acte. Man sagt daher, der schwerste und bitterste Schmerz werde, so wie die stürmischste Freude, durch jede Mittheilung an Andere sanfter, ruhiger, gehaltener und leichter.

Vermehrt wird die Stärke der Gefühle:

a) Durch beobachtete Abwechselung und Mannigfaltigkeit derselben. Sie erhalten dadurch Neuheit, und durch diese mehr Lebhaftigkeit.

b) Durch den Contrast angenehmer und unangenehmer Gefühle. So z. B. wird das Wohlgefühl der Ruhe, oder der Gesundheit, durch vorher gegangene Ermüdung oder Krankheit verstärkt. Eben so gewinnt auch das Wonnegefühl über eine schöne Handlung an Stärke, wenn man sie vorher, aus irgend einer Ursache für schlecht hielt, oder sie in einer Umgebung von schlechten Handlungen bemerkt. So ergreift uns eine edle That in einer rohen, barbarischen Zeit mit doppelter Gewalt.

c) Durch das Zusammentreffen mehrerer Gefühle von gleicher Art. So z. B. gewinnt das freudige Gefühl über eine gewonnene Schlacht an Stärke bey demjenigen, in dem sich bey solcher Gelegenheit die Gefühle der Vaterlandsliebe, überstandener Beschwerden, Hoffnungen froher Zukunft, persönlich erworbenen Ruhmes u. s. w. vereinigen. So wird auch

das, die Ausübung einer Wohlthat begleitende schöne Gefühl verstärkt durch die freudigen Gefühle erfüllter Pflicht, eintretender Liebe zu dem Beglückten, erworbener Dankbarkeit desselben, errungener allgemeiner Achtung und Anerkennung unsers Werthes u. s. w.

d) Durch die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, welche den Schmerz wie die Freude sehr vergrößert.

e) Durch Gründe der Religion und der Moral.

f) Durch Reizbarkeit der Nerven und vorhandene höhere Lebenskraft; auch durch Temperaments- und klimatische Lebhaftigkeit.

g) Durch absichtliche Unterbrechung.

h) Durch Verschllossenheit. Je mehr ein Gefühl in das Innere des Herzens zurück gedrängt wird, je weniger es sich äußern kann: desto stärker ist es gewöhnlich. Es sind hierher gehörige bekannte Bemerkungen: „Wahres Gefühl mache wenig Worte; wer seine Gefühle ganz auszusprechen vermag, fühle nicht sehr tief; stummes Gefühl aber sey das stärkste und tiefste.“

§. 11.

Eintheilung der Gefühle.

Alle Gefühle werden eingetheilt:

a) In einfache und zusammen gesetzte.

b) In reine und gemischte.

Einfache Gefühle werden diejenigen genannt, welche nur aus einer Art von Lust, oder nur aus einer Art von Unlust bestehen; z. B. aus bloß sinnlicher, bloß geistiger, bloß moralischer.

Zusammen gesetzte Gefühle sind diejenigen, welche aus mehreren Arten von Lust, oder aus mehreren Arten der Unlust bestehen; z. B. aus moralisch-religiösem Schmerz, oder aus moralisch=intellectuellem Vergnügen.

Reine Gefühle, die entweder bloß aus Lust, oder

bloß aus Unlust bestehen, das ist, solche, die entweder bloß angenehm oder bloß unangenehm sind, reine Freude, reiner Schmerz.

Gemischte Gefühle, die aus contrastirenden Bestandtheilen von Lust und Unlust bestehen. Im strengern Sinne genommen, sind diese Gefühle eigentlich nur ein äußerst schneller Wechsel von Gefühlen, angenehmer und unangenehmer Lust und Unlust, Wohlgefallen und Mißfallen; daher auch die Ausdrücke: „Ein süßer Schmerz, ein bitteres Vergnügen.“ Solche gemischte Gefühle z. B. sind: Das Gefühl der Sehnsucht, die eine Mischung von Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung ist; das Gefühl der Bewunderung der Größe oder der Vorzüge eines Andern, verbunden mit einigem Unmuth über unser eigenes Unvermögen. Das Wohlgefühl über die Entdeckung einer versteckten Bosheit, verbunden mit dem Mißfallen über die Bosheit selbst.

Diese so genannten gemischten Gefühle gehen ins Unendliche, und sind auch die gewöhnlichen und vorherrschenden im Menschen. Beträchtlich seltener sind die reinen Gefühle der Lust oder der Unlust. Die reinen Gefühle werden, nach den Objecten ihrer Erregung und nach ihren Beziehungen auf dieselben, eingetheilt in

- a) sinnliche oder körperliche;
- b) Gefühle der Einbildungskraft;
- c) ästhetische;
- d) intellectuelle oder geistige;
- e) moralische oder sittliche;
- f) religiöse.

§. 12.

Sinnliche oder körperliche Gefühle.

Körperliche oder sinnliche Gefühle sind diejenigen, die sich auf die Wahrnehmung einer sinnlichen Empfindung gründen, in so fern wir mittelst derselben das

Bewußtseyn des dadurch erregten subjectiven Zustandes erhalten *).

Die körperlichen Gefühle sind angenehm:

a) Wenn sie aus solchen sinnlichen Empfindungen entstehen, welche die Thätigkeit und Wirksamkeit der Kräfte des sinnlichen Organismus und ihre organischen Verrichtungen erleichtern, folglich das animalische oder vegetative Leben begünstigen. Hierher gehören demnach: die Gefühle der Gesundheit, der Erholung durch Ruhe nach vorher gegangener Ermüdung; die Gefühle rüstiger Körperkraft, mäßiger Erwärmung nach Kälte, der Abkühlung nach zu heftiger Hitze, guter Verdauung u. s. w.

b) Wenn sie aus Empfindungen entstehen, die den fünf Sinnen und den natürlichen Trieben durch zweckmäßige Befriedigung schmeicheln; z. B. durch schmackhafte Speisen, liebliche Farben, angenehme Gerüche, Töne u. s. w.

Unangenehm werden die körperlichen Gefühle im Gegentheile:

a) Wenn sie aus sinnlichen Empfindungen entstehen, welche die zum Leben nothwendigen organischen Functionen erschweren, folglich das animalische Leben selbst hemmen; wie z. B. Krankheitsgefühle, Durst und Hunger, heftige Verletzungen u. s. w.

b) Wenn sie auf solche Empfindungen begründet sind, welche die Sinne und den natürlichen Trieb nicht befriedigen, oder wohl gar beleidigen; z. B. zu helles Licht, kreischende Miströne, ekelhafte Speisen, widrige Gerüche u. dgl.

In Hinsicht der körperlichen Gefühle, und zwar insbesondere der unangenehmen, ist zu bemerken, daß dieselben zwar gewöhnlich, aber nicht nothwendig mit der sinnlichen Empfindung oder Anschauung des Objectes verbunden sind;

*) Die Wahrnehmung des (angenehm oder unangenehm afficirenden) körperlichen Eindruckes selbst ist also noch kein Gefühl, sondern nur eine objective sinnliche Anschauung, aus welcher ein Gefühl erst als Folge entstehen kann.

denn Geistesstärke vermag die Aufmerksamkeit vom afficirenden Schmerz abzuziehen, auf andere Gegenstände hinzuwenden, folglich den Schmerz oder das Schmerzgefühl entweder ganz oder doch größten Theils zu besiegen.

§. 13.

Intellectuelles Gefühl.

Die intellectuellen Gefühle beziehen sich auf die Thätigkeit des höhern Erkenntnißvermögens, das ist, auf Verstand, Urtheilskraft und Vernunft. Hierher gehören:

a) Das Wahrheitsgefühl, oder das Gefühl für das Wahre.

b) Das Wahrscheinlichkeitsgefühl, oder das Gefühl für das Interessante der Wahrscheinlichkeit.

c) Der auf diese beyden sich gründende Vernunftglaube.

Das Wahrheits- und Wahrscheinlichkeitsgefühl bewegt uns zur Bestimmung ohne Einsicht in die Gründe, und unterscheidet sich eben dadurch von dem deutlichen, gewissen und zusammen hängenden Erkennen. Auf das Wahrheits- und Wahrscheinlichkeitsgefühl gründet sich der Vernunftglaube, der ein auf Ideen beruhendes Gefühl ist.

Die subjective Kraft der Wahrheit wird durch das Gefühl kräftiger unterstützt, als durch alle Urtheile und Vernunftschlüsse, daher denn auch jede erkannte Wahrheit erst durch das Gefühl in unser volles Eigenthum übergeht.

Intellectuelle Gefühle sind demnach alle Gefühle des Gewissen und Zweifelhaften, des Wahren und Falschen, des Deutlichen und Undeutlichen; ferner: die angenehmen Gefühle bey Vermehrung unserer Kenntnisse und Erweiterung unserer Einsichten; alle unangenehmen Gefühle des Gegentheils: des rein geistigen Schmerzes unbefriedigter Wißbegierde und vergeblicher Geistesanstrengung,

das Gewahrwerden von Irrthümern und Vorurtheilen, die uns längere Zeit beherrschten u. s. w.

Vernunft-Ideen sind also die Objecte dieser Gefühle, von welchen letztern dann die Wahrnehmung unsers, dadurch veranlaßten und dabey Statt habenden subjectiven Zustandes im Bewußtseyn aufgeregt wird.

Eine besondere Eigenheit der intellectuellen Gefühle ist die Reinheit und die längere Dauer derselben.

§. 14.

Die Gefühle der Einbildungskraft.

Auch die Einbildungskraft kann Ursache zur Erregung von Gefühlen seyn, und zwar insbesondere:

a) Durch Hervorrufung von Bildern aus der Vergangenheit. So erregt sie z. B. in uns schmerzliche oder unangenehme Gefühle durch das Bild eines geliebten Todten oder Abwesenden, welches sie uns vor die Seele stellt; durch die lebhaftere Vorstellung einer uns einst zugefügten Beleidigung, eines ehemahls mißlungenen Unternehmens u. s. w. Im Gegentheile erweckt sie angenehme Gefühle durch Vorbildung eines vor längerer Zeit genossenen Vergnügens, oder eines uns zu Theil gewordenen Glückes u. s. w.

b) Durch Vergegenwärtigung der Zukunft, das ist, durch lebhaftere Vorbildungen von erwartetem Glück oder befürchtetem Unglück. Dadurch erregt die Phantasie oft so starke Gefühle, als wirkten die erregenden Objecte gegenwärtig selbst.

c) Durch das bloße eigentliche Phantasiren, wenn wir uns z. B. in Träume dessen versenken, was wir keineswegs erwarten, sondern nur wünschen, oder gar nur zur Belustigung ersinnen, ohne dabey an die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit einer jemahligen Realisirung des Ersonnenen und Erdichteten zu denken und zu glauben.

§. 15.

Moralische Gefühle.

Die moralischen (sittlichen) Gefühle gründen sich
Philosoph. Abtheil. I. Band.

auf den Willen und die Triebe, folglich auf das Sittlich-Gute und Sittlich-Böse. Sie werden in so fern durch die praktische Vernunft gebildet, als diese den Willen und die Triebe durch ihre Gesetze leitet.

Alle moralischen Gefühle theilen sich in zwey Hauptzweige:

a) Gefühle der Billigung und der Mißbilligung.

b) Gefühle der Achtung und der Verachtung.

Wenn wir prüfen, ob eine Maxime mit den allgemein gültigen Gesetzen der praktischen Vernunft übereinstimme, und ob wir dieselbe befolgen dürfen und sollen, oder wenn wir die Gesinnungen und Handlungen anderer Menschen nach diesem Maßstabe untersuchen: so wird in sittlich guten Gemüthern das mit dem Urtheile verknüpfte Gefühl der Achtung für das Gesetz und für diejenigen, die es ausüben, Verachtung aber gegen jene, die mit Wissen dagegen freveln, ein mächtiges Motiv zur Erhaltung und Bestärkung guter Entschlüsse werden. Wenn wir ferner untersuchen, was wir selbst gethan haben, welche Absicht wir dabey hatten, welche allgemeine Regel des Verhaltens wir uns vorsezten: so wird entweder, wenn wir uns selbst das Zeugniß eines tugendhaften Verhaltens und des ernstlichen Vorsazes, dem Ideal sittlicher Vollkommenheit nachzustreben, geben müssen, ein beseligendes Gefühl der Selbstzufriedenheit, der Achtung gegen unsere eigene Vernunft, im gegenseitigen Falle aber Gewissensunruhe und das unangenehme Gefühl der Herabsetzung unsers moralischen Werthes in unsern eigenen Augen, uns quälen.

Die sittlichen Gefühle sind ferner:

a) Sittlich-angenehme, wenn der im Bewußtseyn wahrgenommene subjective Zustand des Menschen sich auf das Sittlichgute gründet. Hierher gehören z. B. die Gefühle der Menschenliebe, der Dankbarkeit, der Gerechtigkeit, der Verehrung u. s. w.

b) Sittlich-unangenehme Gefühle, wenn der im

Bewußtseyn wahrgenommene subjective Zustand des Menschen sich auf das Sittlich = Böse gründet, wie z. B. bey den Gefühlen der Gewissens = Unruhe, des Undanks, des Menschenhasses 2c.

Es ist aber das moralische Gefühl für das Gute und Böse, für Recht und Unrecht, wohl zu unterscheiden von der Erkenntniß des einen und des andern, und von dem Urtheil, welches die Vernunft vor der Begehung, und das Gewissen nach der Verübung desselben fället; denn das moralische Gefühl begleitet das Erkenntniß-Urtheil, und wirkt dann als mächtige Triebfeder zur Bestärkung guter Gesinnungen und zur Ausübung moralisch = guter Handlungen thätig mit.

§. 16.

Ästhetisches Gefühl.

Das ästhetische Gefühl liegt mitten inne zwischen dem intellectuellen und dem moralischen. Es gründet sich auf die Anschauung des Schönen, ohne dabey Statt findende Beziehung auf irgend ein sinnliches Wohlgefallen, oder auf ein Urtheil über das, was schädlich oder nützlich ist.

Ästhetisches Wohlgefallen könnte also z. B. nur aus der Betrachtung der architektonischen Schönheit eines Palastes, das ist: der schönen Formen desselben, entstehen, nicht aus dem Hinblick auf seine Festigkeit, Bequemlichkeit, u. s. w.

Das ästhetische Gefühl wird um so stärker und lebhafter seyn, je geläuterter, gediegener und veredelter der Geschmack ist. Es ist also das reine Gefühl für das Schöne.

Alles Schöne überhaupt weckt angenehme Gefühle, die aber ihren Grad nach verschieden seyn können, je nachdem das — dieselben aufregende Schöne ein höheres oder ein niederes Schönes ist.

Das höhere Schöne hat aber vier Hauptarten:

- a) Das Feste, b) das Starke, c) das Große,
- d) das Erhabene.

Die Hauptarten des niedern Schönen sind:

a) Das Niedliche, b) das Sanfte, c) die Grazie, d) das Naive*).

Sowohl das höhere als auch das niedere Schöne kann aber verschieden modificirt werden.

Modificationen des höhern Schönen sind: das Schreckliche, das Dästerprächtige, das Hohe, das Herrliche, das Tragische, das Wunderbare etc. — Modificationen des niedern Schönen: das Leichte, das Sanfte, das Rührende, das Edle, das Komische, das Liebliche, das Scherzhafte etc.

Unangenehme ästhetische Gefühle werden erregt:

a) Durch die fehlerhaften Abarten des höhern Schönen,

*) Heftig z. B. ist das wüthende Meer, oder der Sturm; der Charakter des Achill etc.; stark: ein Fels, der den anstürmenden Fluthen entgegensteht, und an dem ihre Wuth sich bricht; der Charakter des Prometheus in seiner Qual; Regulus, wie Horaz in der fünften Ode des dritten Buches ihn schildert; groß der ruhige unendliche Ocean; eine Seele, die den Gedanken ihrer Unsterblichkeit denkt. Eine starke Empfindung ist's, wenn Medea, auf die Frage: „Wen sie ihren zahllosen mächtigen Feinden entgegen zu stellen habe?“ antwortet: Mich. — Erhaben sind die ägyptischen Pyramiden, viele Stellen der Messiade etc. — Beyspiele des niedern Schönen findet man, und zwar: Vom Niedlichen: wenn Ovid den Amor einen Fuß des Herameters fehlen läßt. (Par erat inferior versus; risisse Cupido dicitur atque unum surripuisse pedem. — Amor. I. El. I.) Vom Sanften: die Geschichte des Orpheus und der Eurydice, im vierten Buch vom Landebau; in Klopstocks Elegie: Selmar und Selma; in Petrarchs Gesängen auf die Laura etc. Von der Grazie: in Catulls Gedichten, in Ariost's und Tasso's Epopeen, in Fouque's Zauberring, in Göthe's Gedicht: der Besuch; höhere Grazie in seiner Iphigenie. Viele Beyspiele des Naiven liefert die Odyssee; nicht minder reich an dieser Art des Schönen sind Anakreons Lieder, Theokrits Idyllen, die meisten ältern deutschen Dichter, Claudius, Gessner, Chalespear im Trauerspiel Romeo und Julie, im Sturm u. m. a.

z. B. durch das Abenteuerliche, Schwülstige, Übertriebene, Frostige, Ekelhafte u.

b) Durch die fehlerhaften Abarten des niedern Schönen, z. B. durch das Kleinliche, Lappische, Gezwungene, Matthe, Unedle, Platte, Rohe u. s. w.

Zu bemerken ist, daß die ästhetischen Gefühle nicht immer ganz rein erscheinen, das heißt, daß sie sich nicht immer auf den Schönheitssinn allein gründen, sondern auch eine Vermischung von Gefühlen anderer Art erhalten; so entstehen dann ästhetisch-sinnliche Gefühle (z. B. wenn eine Blume nicht nur wegen ihrer schönen Gestalt wohlgefällt, sondern auch durch ihren lieblichen Geruch ergeht), oder ästhetisch-moralische Gefühle, z. B. wenn ein großer Charakter nicht bloß durch die reine Herrlichkeit seiner Seelengröße entzückt, sondern auch durch die Betrachtung des vielen Guten, welches er ausüben wird u. s. w.

§. 17.

Religiöse Gefühle.

Das religiöse Gefühl ist eine zum höchsten Grade gesteigerte, auf Ewigkeit des Seyns gerichtete Vereinigung des intellectuellen und moralischen Gefühls.

Die Bestandtheile des echten religiösen Gefühls sind hiernach:

a) Selbstbeherrschung, das ist, der Wille und die Fähigkeit, das sinnliche Selbst dem höhern Ich unterzuordnen und aufzuopfern.

b) Das Bestreben und die Neigung, die Idee des unendlichen Seyns in das Herz aufzunehmen.

c) Dasjenige, was aus jenen beyden Eigenschaften rein und kräftig hervorgeht: Liebe, Glaube und Hoffnung.

Nur hierauf können die beseligenden religiösen Gefühle sich gründen.

Im religiösen Gefühle sind aber, nach der Analogie des Moralischen, zwey Grade zu unterscheiden:

a) Der religiöse Sinn;

b) Die religiöse Stimmung.

Mit der hohen Reihe des eigenen religiösen Gefühls spricht hierüber Graf Fr. L. zu Stolberg in seiner Geschichte der Religion Jesu Christi die folgenden begeisternden und inhaltschweren Worte, welche zugleich für die schönste Theorie dieses Gefühls gelten können:

„Ungewiß, gefährdet ist unsere Wanderschaft hienieden. In Absicht auf sie ist nur Eines uns gewiß, der Tod. Wir sehen ihn nicht; wir werden nur inne, daß das Leben unserer Genossen schwand, die erstarrte Hülle zurückließ und Staub wird.“

„So der Mensch, so das Thier. Aber der Mensch empfindet in sich ein Leben, das nicht von der klopfenden Ader, nicht von eingehender und ausgehender Luft abhängt. Er schaut mit dem Blick des Bewußtseyns auf sein Inneres zurück; er hat Vernunft. Er wendet ihn umher und fühlet das Leben des Lebens, Liebe.“

„Ob er durch Liebe mit der Ur Liebe verbunden werde? Oder ob seine Liebe sich auf sein eigenes Ich so zurückwende, daß er in allen Dingen, die ihm wohlgefallen, nur gröbere oder feinere Mittel des Selbstgenußes finde? Das entscheidet seinen ganzen Werth!“

„Wir lieben alles, was wir lieben, in Gott; oder wir lieben in allem, was wir zu lieben wännen, nur uns Selbst, und eben darum etwas sehr Schlechtes. Je feiner und scheinbarer unsere Täuschung, desto gefährlicher, weil desto blendender.“

„Liebe zu Gott ist unsere Bestimmung. Auch uns sollen wir in Gott lieben. Was seine Bestimmung verfehlt, das gehet sich übel. Der natürliche Mensch hat die Ahnung dieses Uebelstandes, aber er versteht sie nicht. Darum lassen alle vermeinten Güter ihn leer, schienen sie ihm auch noch so schön.“

„Es kann weder der Mensch, noch irgend ein vernünftiges

Geschöpf Ruhe finden, als in Gott, und in der Hoffnung, sich Gottes ewig zu erfreuen."

"Weil der Mensch durch Sünde sich von Gott entfernt, also seiner Urbestimmung zuwider handelt, so fühlt er sogleich ein inneres Mißbehagen. Mit Recht nennen wir es Gewissen. Der Mensch weiß, auch wenn niemand ihn belehrte, daß er durch Sünde sein Inneres zerrüttet; und wollte er es läugnen, so würde seine Schamröthe ihn der Lüge zeugen. Im Gewissen offenbart sich Gott."

"Er offenbart sich auch in der Natur." —

"Die Religion Jesu Christi lehret uns Gott erkennen; durch sie ladet Gott uns ein, ihn zu lieben; durch sie ladet er uns ein zu ewigem Heil. Denen, welche diese Einladung verschmähen, verkündet sie ewige Entfernung von ihm; daher ewiges Weh. Dieser Einladung folgen zu können, ihr folgen zu wollen, müssen wir die Religion Jesu Christi glauben. Die Wahrheit desjenigen, was wir glauben sollen, muß so einleuchtend seyn, daß wir gewiß glauben, wofern nur unser Wille der Überzeugung nicht widerstrebt. In unserm kranken Willen liegt das Wehe unserer Natur. In der Genesung unsers Willens, unser Heil. Unser Wille ist in unserm Herzen. Darum redet Gott uns an das Herz." —

"Aber wir müssen an den glauben, den wir lieben sollen. Und unser, durch Sinnlichkeit und Stolz verderbter Wille widersteht dem Glauben. Darum müssen Furcht und Hoffnung dem Willen zusprechen; Furcht und Hoffnung, welche ohnedem aus der Vorstellung ewigen Heils und ewigen Wehes natürlich, ja nothwendig hervorgehen."

"Es ist ein so unwahrer, als feindseliger Vorwurf, den in unsern Tagen Feinde der Religion ihr machten, daß Strafe und Belohnung ihre Triebfedern, des Menschen aber nicht würdig, wären. Die heilige Furcht Gottes schließt die Liebe nicht allein nicht aus, sondern sie ist eine zur Liebe hinführende, dann immer mehr und mehr mit Liebe sich verbindende, kindliche Furcht. Ohne Liebe werden wir Gott nicht wohlgefällig. Die

Hoffnung, welche nur seine Gabe des ewigen Lebens zum Gegenstande hätte und sich nicht mit Liebe an den Geber anschloße, würde ihres Ziels verfehlen." —

„Die wahre, die heilige Furcht Gottes schließt die Furcht vor Allem, was nicht Gott ist, aus; sie gibt Heldenmuth gegen alles Erschaffene und fürchtet nur ihn. Und auch ihn fürchtet der Gottesfürchtige nicht sowohl, als seine eigene Schwäche, durch die er in Untreue zu fallen und ihm mißfällig zu werden fürchtet.“

„Je reiner die Seele hienieden schon liebt, desto mehr hat ihre Hoffnung nicht so sehr seinen Himmel, als Ihn zum Gegenstande. Solche Hoffnung lehrt die Religion! — O der heiligen Ordnung des erbarmenden Gottes, die des mühebeladenen Menschen angeboren, unvertilgbaren Trieb der Hoffnung zu einer göttlichen Tugend erhöht!“

„Und was soll man von der Liebe sagen, deren Idee allein die Religion gibt! Wer kann ein Herz haben und sich einbilden, daß die Idee dieser Liebe aus einem Wahne hervorgegangen? Daß eine solche Morgenröthe nicht auf eine Sonne deute, welche, weil die Erde uns ihren Anblick nimmt, noch unter dem Horizont, aber nahend, strahlt!“

„Was kann uns wünschenswerth, schön und gut scheinen, das die Religion Jesu Christi nicht gewährt? Trachtet ihr nach Freude? Sie gibt ewige Bönne, deren Hoffnung schon hienieden alle Freuden und alle Leiden der Zeit überschwänglich überwiegt! Nach langem Leben? Sie gibt selige Unsterblichkeit! Nach Ruhe? Sie allein gibt Ruhe; hienieden in Stürmen des Lebens, Ruhe des Säuglings an der Mutter Brust und dereinst ewige Ruhe! Nach Frieden? Der Gruß, mit welchem der Herr seine Nachfolger segnet, ist: „Friede sey mit euch!“ —

§. 18.

Das Mitgefühl (Sympathie).

Mitgefühl ist diejenige Äußerung des Gefühls, kraft deren wir den subjectiven Zustand eines andern Wesens, mit

völliger Übereinstimmung von Empfindungen, Gefühlen, Gesinnungen und Trieben, in das Bewußtseyn unsers eigenen subjectiven Zustandes so aufnehmen, daß wir uns in die, uns nicht reell eigene Lage desselben versetzen. Hieraus erhellt, daß das Thier nur Mitempfindung oder Miteindruck haben kann, das Mitgefühl in strengerer Bedeutung aber eigentlich menschliches Gefühl sey.

Die Ursachen, von welchen das Mitgefühl begründet und bestimmt wird, sind die folgenden:

a) Die Reproduction der Einbildungskraft und die von derselben bewirkte Ideenverbindung, wodurch Erneuerung und Wiederholung desjenigen entsteht, was wir ehemahls selbst fühlten, und wodurch wir uns den ähnlichen subjectiven Zustand eines Andern versinnlichen. Je lebhafter demnach das reproducirte Bild ist, desto lebhafter wird auch das daraus entstehende Mitgefühl seyn. Wir versetzen uns dann um so mehr durch die Imagination in den subjectiven Zustand des Andern, und fühlen auf diese Weise seinen Schmerz und seine Freude innig mit ihm.

Sympathetische Gefühle werden aber nicht bloß durch das in der Gegenwart vor uns wirklich sich Ereignende erzeugt, sondern auch durch die Erinnerung an dasjenige, was einst geschah, was wir einst sahen, hörten, in theatralischen Vorstellungen sahen u. s. w. So können auch durch Zeichen sympathetische Gefühle in uns erweckt werden, z. B. durch den Anblick eines Schwertes, mit dem ein Freund ermordet wurde. Aus dem nämlichen Grunde wirken auch Lachen und Gähnen sympathetisch.

b) Natürliche Herzensgüte und ein theilnehmendes Gemüth, mit der Gewohnheit, mehr außer uns und in Andern, als in uns selbst zu leben, wodurch das sympathetische Vermögen so sehr gesteigert wird, daß schon die bloße Vorstellung, der Leidende oder sich des Glückes Erfreuende sey Mensch, an sich allein mächtig wirkt.

c) Feinere Organisation des Körpers und Reizbarkeit des

Nervensystems, wie z. B. im weiblichen Geschlecht überhaupt, in Männern von sanguinischem Temperament u. s. w.

d) Selbst durch Leichtgläubigkeit, als erhöhte subjective Empfindlichkeit für Eindrücke, kann das sympathetische Gefühl beträchtlich vervielfältigt und verstärkt werden.

Das Mitgefühl erscheint entweder als ein willkürliches, oder als ein unwillkürliches. Als ersteres, wenn es sich auf Reflexion gründet, die ein freies Werk der Vernunft und des Willens ist; als letzteres, wenn es auf einem, nicht in unsrer Willkühr liegenden Grunde beruht, z. B. auf einer Reproduktion der Einbildungskraft, auf unwillkürlicher Ideenverbindung*), auf feinerer Organisation u.

Das Mitgefühl überhaupt, es sey willkürliches oder unwillkürliches, zeigt sich entweder als Mitleid oder als Mitfreude.

Ein vollkommen gleiches Mitgefühl läßt sich bey der vielfachen geistigen, moralischen und physischen Verschiedenheit der Menschennatur nicht erwarten; das Mitgefühl ist daher schon ein echtes, sobald herzliches Auffassen und zartes Verstehen der Gefühle Anderer mit ungeheuchelter Versetzung in ähnliche Gefühle Statt findet.

Mitleid ist, überhaupt genommen, die reinere von den beyden Arten des Mitgefühls, weil es größten Theils uneigennütziger ist, als die Mitfreude.

Das Mitgefühl äußert sich nicht in allen Menschen gleich früh und gleich stark. Am schwächsten und spätesten zeigt es sich:

a) In dem rohen und weniger moralisch = veredelten Menschen.

b) In dem unwissenden oder sehr beschränkten Menschen, der selbst noch wenige Erfahrungen von den Leiden der Menschheit gemacht hat, und sich daher zu keiner lebhaften Vorstellung derselben erheben kann.

*) S. den Abschnitt von der willkürlichen und unwillkürlichen Ideenverbindung.

c) Bey den Egoisten (Selbstfüchtigen und Eigennütigen), bey welchen das Gefühl der Humanität dem ihrer Individualität erliegt.

d) Bey solchen Menschen, die von jeher im Besitze zeitlichen Glückes lebten.

e) Bey den Ungeselligen.

f) Bey den zu weichlich erzogenen, und im Wohlleben aufgewachsenen Menschen.

Die lebhaftesten Mitgefühle entstehen demnach:

a) Wenn eigene Erfahrung uns den Zustand des Andern sehr versinnlicht. Wer z. B. das Bittere und Nagende empfindlicher Kränkungen oder irgend einer andern Art von Schmerzen an sich selbst schon erfuhr, wird mit einem Gekränkten oder Schmerzleidenden gewiß um viel stärker sympathisiren als derjenige, den Kränkungen und Schmerzen einer gewissen Art nie getroffen haben.

b) Durch das, was sich unmittelbar vor unsern Augen zuträgt. So sympathisiren wir auf das lebhafteste mit denjenigen, die vor unsern Augen in irgend eine Lebensgefahr gerathen.

c) Durch Individualisirung. Mit den Begebenheiten, die einzelne Personen treffen, sympathisiren wir stärker, als mit allgemeinen Ereignissen, die sich über ganze Gemeinden, Classen, Stände, Völker und Reiche verbreiten.

d) Durch dasjenige, was mit uns in näherer Beziehung und Verwandtschaft steht. Daher sympathisiren wir mit Blutsverwandten, Freunden, Landsleuten zc. viel stärker als mit Unbekannten, Fremden u. s. w. Dem Mangel oder der Schwäche der Sympathie wird diejenige Grausamkeit und Härte zugeschrieben, womit unter wilden und rohen Völkern die Fremden sehr oft behandelt werden.

e) Durch das Ungewohnte und Neue. Man hat daher sehr richtig bemerkt, daß die lange Gewohnheit, mit Leidenden umzugehen, das Mitleid oft sehr schwäche. Die Erfahrung liefert auch leider viele traurige Belege zu dieser Wahrheit.

Das Mitleid kann überhaupt durch verschiedene Ursachen niedergedrückt und geschwächt, im Gegentheile aber auch so verstärkt und erhöht werden, daß es sich zu einem eigentlichen Affect steigert.

Verstärkt und erhöht wird es:

A. Als Mitleid.

a) Wenn wir denjenigen Gegenstand, welcher unser sympathetisches Gefühl aufregt, schuldlos leiden sehen.

b) Wenn wir wissen, daß er sich aus irgend einem edlen Beweggrunde dem Leiden freywillig unterzog.

c) Wenn er den Schmerz, gleich fern von Gefühllosigkeit und Freyheit, mit eiler Selbstbeherrschung und Duldung erträgt.

d) Wenn wir bemerken, daß der Schmerz, wegen des Leidenden physischer Schwäche, über ihn um desto stärkere Gewalt ausüben müsse.

e) Wenn wir mit dem Leidenden in irgend einer näheren Verbindung stehen.

B. Als Mitfreude.

a) Wenn der, unsere Sympathie erregende Gegenstand des Glückes und der Freude im höhern Grade würdig ist.

b) Wenn er, in der Freude und im Glücke, die Gränzen nicht überschreitet, und in kein Übermaß ausartet.

c) Wenn er edle Anwendung zum Besten anderer damit verbindet.

d) Wenn er zu uns selbst in einem nähern Verhältnisse steht.

e) Wenn Schmerz und Unglück der Freude und dem Glücke bey ihm voran gingen, und wohl gar lange anhielten.

Niedergedrückt und geschwächt werden Mitleid und Mitfreude in allen, den vorigen entgegen gesetzten Fällen; insbesondere aber noch durch zwey Ursachen:

a) Durch jedes individuelle Bedürfnis, welches in dem Augenblicke, da das sympathetische Gefühl eintreten soll, zu mächtig vorherrscht.

b) Durch Leidenschaften und Affecte. Die erstern können das sympathetische Gefühl ganz abstumpfen, die letztern es wenigstens momentan hemmen.

Die Erfahrung lehrt, und beweiset es durch unzählige Beispiele, daß kein Mensch mit irgend einem Andern vollkommen gleich fühle, folglich auch keine vollständige Gleichheit des Mitgefühls unter den Menschen Statt finden könne.

Die Ursache dieser fehlenden Gleichheit und Einigkeit der Sympathie liegt:

a) in der physischen, moralischen und geistigen Verschiedenheit der Menschen;

b) insbesondere noch darin, daß ein Mensch nur höchst selten sein Innerstes dem Andern ganz mittheilen, folglich eben so selten von dem Andern so vollkommen aufgefaßt und verstanden werden kann, daß dieser es vermöchte, sich ganz in die fremde Lage zu versetzen.

§. 19.

Werth der Gefühle. Bildung des Gefühlsvermögens.

Der Werth der menschlichen Gefühle kann in mehrfacher Hinsicht bestimmt werden, und zwar insbesondere:

a) durch ihre Reinheit;

b) durch die Gegenstände, von welchen sie veranlaßt werden, und auf die sie sich gründen und beziehen; z. B. auf Wahrheit und Erkenntniß, oder Irrthum und Unwissenheit; auf Recht oder Unrecht, Sittlichgutes oder Böses u.;

c) durch ihre Stärke oder intensive Größe;

d) durch ihre extensive Größe, und zwar:

1) durch ihren Umfang, oder ihr Umfassen mehrerer oder weniger Gegenstände;

2) durch ihre längere oder kürzere Dauer.

Das Gefühlsvermögen wird entwickelt und erweitert durch zweckmäßige und anhaltende Übung; berichtigt, geläutert und veredelt durch seine Angemessenheit

und sein harmonisches Verhältniß zu dem Vorstellungsvermögen (insbesondere zur Einbildungskraft, zum Verstande, zur Urtheilskraft und zur Vernunft); verfeinert durch den Geschmack.

Die Entwicklung und Veredlung des Gefühlsvermögens mag aber auch noch so glücklich gedeihen, mag einen noch so hohen Grad erreichen: so bleiben doch immer mehrere Gefühle im Verlaufe dieses irdischen Daseyns unbefriedigt. Aber eben diese Nichtbefriedigung deutet auf eine künftige höhere Entwicklung unsers Wesens, folglich auf dessen ewiges Fortschreiten und unendliche Dauer.

§. 20.

Die Affecte. Eintheilung derselben.

Aus den Gefühlen werden Affecte durch den höhern Grad der Stärke, welcher die letztern charakterisirt. Dieser höhere Grad der Stärke zeigt sich sowohl in der veranlassenden Ursache des Affects, als auch in der von derselben hervor gebrachten Gemüthsbewegung. Affecte sind demnach heftigere und länger anhaltende Gefühle.

In Hinsicht auf das eigenthümliche Wesen der Affecte sind folgende Bemerkungen wohl zu erwägen:

a) Durch die Affecte wird die Einbildungskraft sehr entzündet; sie sind daher stets zu Übertreibungen geneigt.

b) Je heftiger ein Affect ist, desto schneller kann er in das Entgegengesetzte überspringen. So kann z. B. die schwerste Betrübniß eines bedrängten Bethenden schnell in beseligende Hoffnung übergehen, der Muth, durch unerwartet plötzliches Dazwischenkommen irgend eines sonderbaren Ereignisses, in die höchste Verzagtheit.

c) Die Affecte des höchsten Grades sind größten Theils stumm, weil die zu große Menge und der zu heftige Strom andringender Vorstellungen das Bewußtseyn so verwirrt und betäubt, daß das Sprach- und Darstellungsvermögen sie nicht

gleich schnell erfassen und bezeichnen kann, sondern erliegend zurück bleibt.

d) Die Dauer eines Affectes ist um so kürzer, je unverhältnißmäßiger die damit verbundene Krafterregung und Kraftäußerung ist.

e) die Affecte nehmen gewöhnlich eine sehr einseitige Richtung, und sehen deshalb die Dinge um sich her meistens im falschen Lichte. Der Grund dieses Fehlers liegt darin, daß sie Allem, was ihrem Wesen fremdartig ist, den Zutritt verweigern, oder ihn doch sehr erschweren, das ihnen Gleichartige oder näher Verwandte aber gierig auffuchen und in sich aufnehmen. So greift der Schwermuthsvolle nur nach düstern Bildern, und meidet Alles, was ihn erheitern könnte; so jagt der nach Rache lechzende Mensch nach allen Tugenden und Umständen, die seinen Rachedurst verstärken, und weicht vorsätzlich Allem aus, was ihn besänftigen könnte.

f) Der erste Ursprung des im Menschen aufkeimenden Affectes ist fast immer nur eine ganz schwache Regung, die aber bald an Stärke beträchtlich zunimmt, und zwar insbesondere aus zwey Ursachen:

1) Wenn derselbe Affect öfter wiederholt wird.

2) Wenn keine oder zu geringe Hindernisse dem Affecte sich entgegen stellen, und dieser überhaupt kein Gegengewicht findet.

g) Häufig wiederkehrende Affecte können endlich eigentliche Leidenschaften begründen. So wird der sehr oft zürnende Mensch endlich zornmüthig; so kann aus vielmahligem Prahlen und Selbstrühmen die eigentliche Leidenschaft des Stolzes entstehen.

Zum Eintheilungsgrunde der Affecte nehmen einige Psychologen die erregenden Ursachen derselben, andere den ihnen eigenthümlichen Charakter.

In ersterer Hinsicht werden sie, gleich den Gefühlen, in angenehme und unangenehme eingetheilt; nach der letztern in schmelzende und rüftige.

Diese letztere Eintheilung scheint die zweckmäßigere zu seyn; nur ist dabey zu beobachten, daß durch besondere Umstände solche Modificationen verursacht werden können, wodurch schmelzende Affecte zu rüstigen gesteigert, und im Gegentheile rüstige zu schmelzenden herab gestimmt werden. So z. B. können die schmelzenden Affecte des Neides oder der Scham in rüstige, dagegen aber die rüstigen Affecte des Verdrusses, der Freude u. in schmelzende verwandelt werden.

Nach dem obigen Eintheilungsgrunde, in Bezug auf den eigenthümlichen Charakter, sind

A. die schmelzenden Affecte

diejenigen, welche

- a) das Gemüth nur zu stillerer, milderer, oder schwächerer Thätigkeit aufregen;
- b) mehr allmählig und stufenweise zunehmen; und
- c) abspannend wirken, indem sie die, dem Gemüth inwohnende Kraft entweder hemmen, oder niederdrücken, auch wohl allmählig verzehren.

Zu dieser Classe werden demnach gezählt:

Erstaunen und Verwunderung. Ekel und Abscheu. Grauen, Furcht, Scheue, Angst, Verzagttheit, Kleinmuth, Schrecken und Entsetzen. Reue. Neid. Betrübniß, Wehmuth, Gram, Harm und Kummer. Schwermuth, Launenwechsel, Verzweiflung.

B. Die rüstigen Affecte

werden diejenigen genannt, welche

- a) das Gemüth in seinem Innersten erschüttern und aufrütteln;
- b) dasselbe plötzlich ergreifen, und gewöhnlich sehr schnell zu einer beträchtlichen Hefigkeit steigern;
- c) kraftaufregend, folglich anspannend wirken.

Hierher gehören:

Bewunderung und Verehrung. Freude und Entzücken. Begeisterung und Enthusiasmus. Schadenfreude. Muth, Herz-

haftigkeit, Selbennuth, Dreistigkeit. Keckheit, Unverschämtheit, Frechheit. Verdruß, Unwille und Zorn. Rache. Hoffnung.

§. 21.

Sich wundern. Verwunderung. Erstaunen.
Staunen. Bewunderung. Verehrung.

Mit diesen Worten wird eine, nach Graden der Stärke aufwärts steigende Reihe von Gemüthsbewegungen der Befremdung, Überraschung und Betroffenheit bezeichnet, welche durch das Erscheinen und den Eindruck des Neuen, Ungewöhnlichen und Unerwarteten hervorgerufen werden.

Der schwächste Grad dieser Gemüthsbewegungen ist das sich Wundern; noch kein eigentlicher Affect. Ein höherer Grad ist die Verwunderung, welche dann eintritt, wenn in dem, uns afficirenden Neuen und Ungewöhnlichen zugleich etwas Unbegreifliches liegt.

Mit dem sich Wundern kommt die Verwunderung darin überein, daß beyde auch über etwas Schlechtes, Unvollkommenes und Unangenehmes Statt finden können, wenn es neu und unerwartet ist.

Der höchste Grad der Verwunderung liegt im Staunen und Erstaunen über das Außerordentliche. Die Wirkungen dieses Affectes sind:

A. In Hinsicht auf den Zustand der Seele:

a) Hemmung oder Stockung der Gedanken und Vorstellungen, das ist, der Functionen des Verstandes und der Einbildungskraft.

b) Versinken und Untergehen der Seele, in der sie überwältigenden Menge von unentwickelten Gedanken, bis zur geistigen Betäubung.

B. In Hinsicht auf den Zustand des Körpers:

a) Unempfindlichkeit gegen die äußern Eindrücke, mit

Ausnahme des einzigen Gegenstandes, welcher den Affect hervorbringt.

b) Unbeweglichkeit bis zur gänzlichen Erstarrung.

Verwunderung und Erstaunen werden zum rüstigen Affecte der Bewunderung, wenn die Gemüthsbewegung durch die Betrachtung des Großen, Erhabenen und Vollkommenen bewirkt wird; z. B. durch die Betrachtung der Werke Gottes.

In diesem Sinne ist das Wort Bewunderung auch zu nehmen, wenn Montaigne behauptet: Bewunderung sey der Grund aller Philosophie.

Bei höchster Herzensfülle und Reinheit geht sie in Verehrung über.

§. 22.

Ekel und Abscheu.

Der Ekel ist ein hoher, auf die physische Beschaffenheit eines Gegenstandes, gegründeter Widerwille gegen die Annäherung oder den Genuß dieses Gegenstandes, folglich ein thierischer Affect. Er hat manchemal seinen ersten Grund in irgend einem organischen Fehler des menschlichen Körpers (z. B. in einem Fehler des Magens); meistens aber beruht er auf ekelhaften Ideen, die man, mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtseyn, mit gewissen Speisen, Thieren u. s. w. verbindet.

Wenn der Ekel sich zum Abscheu erhöht, so verbindet sich damit ein Bestreben, den widrigen oder ekelhaften Gegenstand von sich zu entfernen. Von dieser Art ist z. B. derjenige Abscheu, welchen manche Menschen gegen gewisse Nahrungsmittel, Arzeneyen, Thiere u. s. w. hegen.

Der Ekel beschränkt sich bloß auf die physische Beschaffenheit eines Gegenstandes; der Abscheu erweitert seinen Umfang, und kann sich auch auf das Moralische und Intellectuelle beziehen. So kann man einen Abscheu vor dem Lügen haben, vor der Unwissenheit u. s. w.

§. 23.

Scham. Betrübniß. Kummer. Traurigkeit. Launenwechsel. Schwermuth. Verzweiflung. Selbstmord. Heilmittel gegen einige dieser Affecte.

Scham ist die plöglich und unwillkürlich erregte Beängstigung des sittlichen Gefühls, welches aus der sich uns aufdringenden Wahrnehmung und Erkenntniß eigener Schwächen und Mängel entsteht, verbunden mit der Besorgniß, daß diese Gebrechen entweder unwillkürlich von uns selbst verrathen, oder von Andern bemerkt werden, und uns dann Unehre, Geringschätzung oder Verachtung bringen.

Jene Beängstigung der Scham ist um desto stärker:

a) Je länger und besser ihr die sorgfältige Verheimlichung der Mängel und Schwächen von Andern bis zum Augenblicke der Entdeckung gelang.

b) Je mehr und je länger diese Gebrechen ihr selbst unbekannt blieben.

Unter den höhern Graden der Scham sind insbesondere zu bemerken: Verschämtheit, Schamhaftigkeit, Schüchternheit und Züchtigkeit.

Verschämtheit ist das fortwährende Zartgefühl der Besorgniß, etwas Unschickliches oder Anmaßendes zu thun, was uns die Mißbilligung der Bessern und Gebildeteren zu ziehen, und ihre gute Meinung von uns aufheben könnte. Die Verschämtheit wird Schamhaftigkeit, wenn ein höherer Grad der Leichtigkeit sich zu schämen, hinzu kommt. Beyde zusammen haben die Züchtigkeit zur Folge, welche nicht nur die kecken Feinde des Innern, Phantasie und Begierde, sorgfältig im Zaume hält, sondern auch auf das Äußere, sowohl im Betragen als auch in der Rede, ja selbst in der Bekleidung, die genaueste Aufmerksamkeit verwendet. Die Schüchternheit entsteht insbesondere aus dem zu den obigen Bestandtheilen noch hinzu kommenden Mangel an Selbstvertrauen, und ist daher immer menschenscheu.

Alle diese vier Stufen echter Scham können durch natürliches Übermaß zur Blödigkeit und Einfalt ausarten, durch erkünstelte Übertreibung und Vorspiegelung aber zur Sprödigkeit, Ziererey u. s. w.

Über die Natur der Scham verdanken wir den Psychologen folgende, sehr treffende Bemerkungen:

a) Die Scham wirkt zwar größten Theils instinctmäßig = überraschend, ohne Reflexion; sie ist aber, dessen ungeachtet, selbst in ihrem schwächsten Grade und auf ihrer untersten Stufe, ein rein-menschlicher Affect, und ganz fremd dem Thiere, welches nur sich scheuen, nie aber sich schämen kann.

b) Die Scham wirkt sympathetisch, das heißt, sie beschränkt sich nicht, wie z. B. die Reue, bloß auf unser Selbst, sondern auch auf Andere; man schämt sich vor Andern, und auch sogar für Andere, indem man fremdes Urtheil befürchtet. Die Scham meidet daher gerne fremden Anblick, will sich vor Andern verbergen, und flieht die Menschen, um ungeesehen zu bleiben.

c) Die schmerzliche Erschütterung der Scham geht schneller vorüber, und ist leichter zu überwinden, als der von andern schmelzenden Affecten; z. B. vom Neid, von der Reue etc. bewirkte Schmerz. Dafür aber läßt sie sich auch schwerer verhehlen, als andere Affecte, wie z. B. die zwey so eben genannten.

d) Die Scham kann nie eigentliche Leidenschaft werden, wie z. B. der Neid, welcher endlich in die Leidenschaft des Hasses überzugehen vermag.

e) Die Scham ist zwar gewöhnlich und größten Theils ein schmelzender Affect, das ist, ein lähmender, abspannender und niederschlagender, verbunden mit einem, geringern oder höhern Grade von Sinnesverwirrung. Kommt aber eine Gemüthsbewegung des Zornes hinzu, so kann die Scham auch ein rüstiger, thätiger und erhebender Affect werden. Die Erfahrung liefert Beispiele, sowohl von Beschämten, die gegen

den Beschämenden in Wuth entbrannten, als auch von solchen, die von irgend einer Beschämung zu hohen Entschlüssen aufgeregt, aus Weichlichkeit und Trägheit rühmlich aufgeschreckt, vom Pfade der Verirrung abgezogen, und zu einer ununterbrochen schönen, edlen und thatenreichen Lebensweise hingeleitet wurden.

f) Selbst die flüchtigsten und geheimsten Ideen und Empfindungen, deren tadelnswürdige Seite wir vielleicht in einem Augenblicke erkennen, vermögen Scham zu erregen, und verrathen sich dann selbst, sogar wider Willen. Ja sogar die ungegründetste Besorgniß der Möglichkeit, daß man uns etwas Fehlerhaftes zumuthen, oder irgend etwas nur mißdeuten könnte, vermag einen beträchtlichen Grad von Scham hervor zu bringen.

g) Vorzüglich schamhaft sind die so genannten empfindlichen, von höchst zartem Ehrgefühle beseelten Menschen, wie auch diejenigen, welche durch gesellschaftlichen Umgang, so zu sagen, zu wenig abgehärtet sind.

h) Am wenigsten schamhaft zeigen sich die viel gewanderten, in mannigfaltigen Verhältnissen des Weltlebens abgeheften, wie auch die phlegmatisch = gleichgültigen, und die besonders lebhaften, alles übereilenden Menschen.

i) Zurückgezogenheit und Mangel an Gewandtheit machen oft schamhaft bis zur Blötheit. Auch aus Geistesbeschränktheit entsteht oft ein Uebermaß von Schamhaftigkeit; dagegen aber kann der wahrhaft Vernünftige nie schamlos werden.

k) Die Schamhaftigkeit kann auch einen physischen Grund haben, nämlich in allzu großer Beweglichkeit der Fasern, und in einem schwächlichen Nervensystem.

l) Mittel gegen übermäßige, sich zur Unzeit einstellende Schamhaftigkeit können demnach seyn: Körperliche Abhärtung, gerechtes Selbstvertrauen, häufiger gesellschaftlicher Umgang u. m. a.

Die Betrübniß überhaupt ist ein drückendes Gefühl der Niedergeschlagenheit, welches irgend einem Uebel entweder

vorgeht, oder es begleitet, oder demselben nachfolgt. So kann der milder gewordene Schmerz in Betrübniß übergehen.

Durch längere Dauer wird die Betrübniß Kummer.

Die Traurigkeit ist ein höherer Grad der Betrübniß, und entsteht gewöhnlich da, wo man ein Übel für unausweichlich oder für unverdränglich hält. Die Betrübniß entsteht immer aus äußern Ursachen, die Traurigkeit nicht immer.

Als eigentlicher Affect erscheinen Betrübniß und Traurigkeit erst in Gram und Harm. Beyde sind anhaltend. Sie unterscheiden sich aber von einander dadurch, daß der Harm mehr auf gegenwärtigen Übeln, der Gram auf entfernten beruht.

Die Heftigkeit dieser beyden Affecte zeigt sich dadurch, daß sie nagend sowohl am Gemüthe zehren, als auch die Gesundheit untergraben und zerstören.

Die Eigenthümlichkeit des Kummers besteht darin, daß er die unglücklichen Folgen eines drohenden oder gegenwärtigen Übels vorher sieht, berechnet, und sich mit der Sorge quält, denselben vorzubeugen oder abzuwenden.

Die Wehmuth unterscheidet sich von den vorher gehenden Affecten, insbesondere durch drey charakteristische Merkmale:

a) Sie verweilt gerne bey den Gegenständen, von welchen sie veranlaßt wird.

b) Sie nährt selbst ihren Schmerz, und weiß ihn dadurch oft zu einem süßen Schmerze zu machen.

c) Sie äußert ihren Schmerz gerne durch sanfte Klagen.

Vorzügliche Wirkungen der zum Affecte gesteigerten Betrübniß und Traurigkeit sind:

A. Auf das Innere des Menschen.

Sie unterdrücken und lähmen das Kraftgefühl und die Thätigkeit der Seele.

B. Auf den Körper und die Lebensweise.

Sie machen den Menschen in sich gekehrt, verschlossen, fortwährend auf die veranlassende Ursache hingerichtet, einsylbig, stumm und menschenfeindlich. Dazu gesellen sich gewöhnlich Verdickung und Stockung der Säfte, matter Kreislauf des schweren Blutes, Blässe, Abspannung, Erschlaffung der Nervenkraft u. s. w.

Gesteigert wird der Affect der Betrübniß und Traurigkeit, er mag nun, durch Modification, als Kummer, oder als Harm und Gram erscheinen, auf dreysache Weise:

- a) Durch die Wichtigkeit der veranlassenden Gegenstände.
- b) Durch die Vergleichung des Contrastes mit dem früheren glücklichen und angenehmen Zustande des Afficirten.
- c) Durch die Vergleichung der traurigen Lage des Leidenden mit dem frohen Zustande Anderer.

Die Laune überhaupt ist ein unwillkürliches sich Hingeben an ein, mit keinem deutlichen Bewußtseyn verbundenes Spiel der Geistes- und Gemüthskräfte. Sie kann daher bald in Einfällen bestehen, bald auf der Phantasie beruhen, bald auch auf irgend einer dunkeln Stimmung des Gefühles, oder auf unbestimmten Trieben.

Zum eigentlichen Affecte gesteigert, erscheint die Laune als Launenwechsel, das ist, als ein unbeständiges, schnelles und vielfaches, aller bestimmten Richtung entbehrendes Übergehen von Gefühlen, Ideen und Stimmungen zu Gefühlen, Ideen und Stimmungen von ganz entgegen gesetzter Art; z. B. von der Freude zu plötzlichem Trübsinn, von Heiterkeit zur Schwermuth, von Hoffnung und Vertrauen zu Furcht und Argwohn u. dgl., wodurch das Gemüth in fortwährende Bewegung gesetzt wird.

Die Laune überhaupt zeigt sich als gute oder als üble. Da man die eine oder die andere bey Menschen aller Art äußerst häufig findet, und ihre Wirkungen sowohl im häuslichen Leben als auch im Umgange der größern gesellschaftlichen

Kreise so beträchtlich sind, das gegenwärtige psychologische Werk aber insbesondere die Belehrung der Jugend zum Zwecke hat; so füge ich hier eine Auswahl von Aphorismen scharfsinniger Denker bey, welche das eigenthümlichste und innerste Wesen dieses Affectes erhellten, und zugleich sehr anwendbare Vorschriften für das praktische Leben erteilen.

Aphorismen über die Laune.

Die Laune zeigt sich oft als launige Manier oder so genannte gute Laune, die von der Freundlichkeit bis zur unvorsichtig scherzenden, muthwillig wigelnden und spottenden, ja bis zur zügellos ausgelassenen Lustigkeit überspringt.

Am bestimmtesten zeigt sie sich aber in dem launischen Wesen, oder der so genannten übeln Laune. Diese geht von der Ernsthaftigkeit in Murren über, ja in finsternes Wesen, wird begleitet von phantastischer Grübeleyn und Grillenfängerey (Hypochondrie), und läßt den Kleinigkeitsgeist, den unentschiedenen Unmuth und Trübsinn, zu dem sie sich hinneigt, obwalten. Mißtrauen gegen seine Kraft oder gegen fremden Willen, Eadelsucht, selbst Stumpfsinn und Erbitterung gegen sich selbst machen ihr Gefolge aus. Charakterlos gibt sich der Launische blind an Benützung der kleinsten Eindrücke zu unangenehmen Bildern hin, findet in den unbedeutendsten Vorfällen Anlaß, und schwer nár wird er zur Überzeugung geführt, für welche er unempfänglich ist. Hier paart sich dann eine weiche und träge Gemüthsart mit Mißtrauen, und es kann Menschen geben, welche nur lucida intervalla haben, die sorgfältig wahrgenommen werden müssen, wenn sie selbst noch brauchbar werden sollen. Der Übergang von Laune in Leidenschaft ist schnell, und bringt dann Eigenheit des Menschen hervor.

Es gibt wohl wenige Menschen, die der übeln Laune nicht, wenigstens bisweilen, unterworfen sind. Auch bey den heitersten Gemüthern, bey den lebhaftesten und fröhlichsten Temperamenten, in den glücklichsten Verhältnissen des Lebens,

und in den schönsten Hoffnungen übt sie nicht selten ihre Tyrannen-Herrschaft aus, und lagert sich oft so fest in uns, daß wir sie mit aller Kraft des Nachdenkens, und mit aller Energie unserer Selbstheit nicht besiegen können. Ja, wir sind oft so von ihr angegriffen, daß wir sie, als einen unverföhnlichen Feind, nicht zu berühren wagen, sondern sie sogar mit Schonung und Verjüngung ihrer Willkürlichkeit behandeln, aber uns dadurch in ihre Gespinne nur noch mehr verwickeln. Auch hat diese Gemüthsverstimmung das Eigene, daß sie sich an alle Zustände unsers Gefühls, an den Gang unserer Ideen, an unsere Ansichten der Dinge fest anzuschließen pflegt, und sich dadurch unserer Kräfte und Hülfsmittel, sie zu verschenden, bemächtigt. Wir sind in solchen Augenblicken wie unglücklich Bezauberte, die sich nicht zu helfen und zu retten wissen. Die üble Lanne verleitet uns oft, alles schwarz zu sehen, wenn auch der Himmel um uns her heller und freundlich ist; sie bringt uns sogar in einzelnen Momenten den Menschenhaß, wenigstens die Menschenverachtung auf, wohl gar selbst gegen diejenigen, denen wir Liebe und Dankbarkeit schuldig sind. Sie entrüstet sich selbst gegen das Wahre, Schöne und Gute, wenn es nicht mit ihren Verfinsterungen und lächerlichen Einseitigkeiten zusammen stimmt; sie legt den edelsten Handlungen eigennützige Zwecke und unreine Absichten unter, und macht uns gegen uns selbst oft so mißtrauisch, daß wir mit Schüchternheit den Blick von uns abwenden, damit sie ja nicht in ihrer Alleinherrschaft gestört werde.

Uebellaunige sind stürmisch, unheimlich, unlenksam, hart, auch wohl ungerecht, weil ihnen dieß die innere Unbehaglichkeit, oder auch die Lebhaftigkeit ihrer aufgeregten Phantasie und ihres gedrückten Nervengebäudes ausdringt. Dann ist es Nacht in ihrer Seele. Sie sehen und hören nichts, als die unglückliche Stimmung ihres Gefühls; sie wollen nichts sehen und hören, vielleicht weil sie es schmerzlich empfinden, daß sie es in diesem Zustande nicht können. Sie sind Gefangene ihres Willens und ihrer zerrissenen Kraft, und dieß macht sie im

Umgange noch unleidlicher und schwerfälliger, weil sie auch bey einer noch vorhandenen Überzeugung von ihrem Selbstwerthe gerade dann für ihn nichts thun können. Das Selbstgefühl geben sie freylich nicht leicht auf; aber eine sonderbare kleinliche Verzagtheit hat gemeiniglich die Stärke des Gemüths überwunden, — und dieß ist der höhere Grad der übeln Laune, oft selbst bey geistreichen und denkenden Köpfen. Sie ist eigentlich das momentane Unvermögen, sich die verlorne Freyheit wieder zu geben, und den frohen geselligen Sinn auf sich wirken zu lassen, weil der Gemüthsleidende ihn dann entweder gar nicht versteht, oder auch aus Eigensinn nicht verstehen will. Gemeiniglich verbinden sich dann hiermit andere finstere Gedanken der verschiedensten Art, Erinnerungen an erduldeten Undank, an nicht erkannte Verdienste, an Kälte gegen geleistete Wohlthaten, an nicht geleistete Schonung, an verfehlte zärtliche Behandlung, auch wohl tief gefühltes Mißtrauen gegen die böse Zeit und gegen die menschliche Natur überhaupt, in welchem letztern Falle die üble Laune sogar in permanenten Menschenhaß ausarten kann.

Wenn wir den mancherley moralischen Ursachen nachdenken, wodurch die üble Laune, als Gemüthsstimmung *), veranlaßt wird, so sind es vornehmlich folgende:

a) Bey dem männlichen Geschlechte: ein immer zu leicht gereizter, zu leicht beleidigter Ehrgeiz, der sich nur dann glücklich, gut gelaunt und behaglich fühlt, wenn er seine Neigung zu Huldigungen und erwartetes Entgegenkommen so ganz befriedigen kann.

Bey dem weiblichen Geschlechte, wo der Ehrgeiz weniger wirksam seyn kann, ist dagegen die Eitelkeit sehr oft die Mutter der anhaltenden übeln Laune; es ist der Neid, der von der Eitelkeit geboren wurde, und dieser ist seiner Natur nach immer übelkändig.

b) Eine zu große Sucht und Hinneigung, sich überall

*) Zum Unterschiede von der, aus körperlichen Ursachen, z. B. aus Krankheiten entstehenden übeln Laune.

u n e i n g e s c h r ä n k t e Hoffnungen und eine goldene Zukunft zu dichten. Die Menschen sollten überhaupt ökonomischer mit ihren Erwartungen verfahren, und sie mehr nach Vernunftgründen, als nach dem blinden Glauben, der gemeiniglich die Hoffnung begleitet, berechnen. Denn gehen die süßen Träume nicht in Erfüllung, sinken die schönen bunten Luftgebäude ein: so gewinnt die böse Laune einen desto größern Spielraum in uns, und wir schmolten nun mit der Welt, da wir doch diesen Gemüthszustand uns selbst durch zu lachende vorherige Ansichten derselben geschaffen hatten. Der Zustand der Hoffnung, wenn sie sich selbst ganz hingibt, ist fast jedes Mahl ein Zustand der Spannung und Exaltation, der sogar überspannt und überreizt werden kann, so daß wir oft selbst kräftige Menschen dann in eine seltsame lethargie des Geistes versinken, und gleichsam durch die finstere Laune in sich selbst untergehen sehen. Nur durch innere Kraft und nicht zu viele Hoffnungen kann man ihr widerstehen.

c) Eine zu große Verzärtelung und Verwöhnung des Gefühls und Geschmacks, so wie eines zu verfeinerten Beobachtungsgeistes auch in moralischer Hinsicht, — eine Stimmung des innern Menschen, die eben wegen jener Überfeinerung keine Ecken und Härten des Lebens, der Zeit und der Menschen berühren will, überall schlau und weichlich ausbiegt, sich die Welt nur immer als ein ewig harmonisches Saitenspiel denken möchte, — und wenn dieß nun nicht so ist, sich für diese Welt nicht geschaffen fühlt, alles um sich her schwarz sieht, und alles so sehen will.

d) Gemeiniglich und vorzüglich ein Mangel an Selbstbeherrschung, Selbstkenntniß und Selbstprüfung, welche uns unfähig macht, über uns selbst, und besonders über die Eindrücke der äußern Dinge auf uns, zu gebiethen. Wir sind diesen Eindrücken plötzlich ausgesetzt, und hängen durch unsere ganze Organisation mittelbar oder unmittelbar von ihnen ab. Wir sind eine Art Uhrwerk, das die Welt durch unsere Sinne und Empfindungen stimmt und stellt, und nicht erst fragt,

ob wir so gestimmt und gestellt seyn wollen. Es ist daher nöthiger, uns selbst zu beobachten, damit wir nicht auch in Absicht unsers Gemüths zu abhängig von der Welt werden, wie wir es nun einmahl durch unsere physische Verbindung mit ihr sind und seyn müssen. Diese Selbstbeobachtung wird, wenn sie recht angestellt ist, gewiß eines der besten Verwahrungsmittel gegen die böse Laune seyn. Viele Menschen sind freylich in sich selbst so verfinstert und zugleich von sich selbst so eingenommen, daß sie keinen unangenehmen Eindruck von sich weisen, oder ihn in sich selbst berichtigen können. Sie geben sich wie Kinder hin, und die Laune treibt ihr freyespiel mit ihnen. Sie drehen sich nach allen Winden und Eingebungen, und lassen sie in alle ihre Schwächen des Charakters eingehen. Sie sind wie von ihrem Gifte durchdrungen, und es gilt bey ihren Äußerungen kein Ansehen der Person. Bald erlauben sie ihrem Ehrgeize, ihrer Zanksucht, ihrer Empfindelkey, ihrer Gemeinheit, alle Ausbrüche einer innern Verstimmung, bald wissen sie es selbst nicht, daß sie sich so weit vergaßen, und es befremdet sie sogar mit einer Art von Reue, wenn wir ihnen Vorwürfe über ihre Gewöhnlichkeit machen. — In der That kann auch die üble Laune aus Mangel der Selbstbeobachtung, wie jede andere Übung, nach und nach eine Gewohnheit in uns werden, ohne die wir gar nichts mehr treiben können. Es gibt dergleichen Menschen genug, die, ohne daß sie es vielleicht selbst wissen, Alles mit ihr treiben und thun. Die böse Laune ist ihre zweyte Natur geworden. Dieß sind vornämlich die mit Allem Unzufriedenen.

Für den Umgang mit mißlaunigen Menschen gibt der feine Menschenkenner P o c k e l s treffliche Klugheitsmaximen, die wir hier nur in Kürze mittheilen:

a) Man lasse sich im Umgange mit ihnen zu keinen ähnlichen mißlaunigen Verstimmungen und Äußerungen verführen, welches leicht geschehen kann, wenn uns selbst ein empfindliches und reizbares Gemüth eigen ist. Das Ansteckende hierbey vermeidet man leicht durch ein augenblickliches Abstrahiren, oder

durch die Gabe, über die finstern Begriffe des Andern hinweg zu sehen, und in sich und Andern neue Ideenreihen zu erwecken.

b) Man suche den Übelläunigen bey seinen Verstimmungen und Abirrungen von dem bessern Ton der Gesellschaft, so viel als möglich auf seine Lieblings-Ideen oder auf etwas, das damit in Verwandtschaft steht, hin zu führen; denn jeder Mensch hat eine gewisse Seite, die ihn aufheitert und fröhlichen Sinnes macht, wenn man sie sanft und geschickt berührt.

c) Man zeige solchen Mißmuthigen und Verstimmtten im Umgange mit ihnen Vertraulichkeit, Gutmüthigkeit und ungezwungene Annäherung, damit wir sie nicht noch mehr von uns und von sich selbst entfernen. Durch Zurückgezogenheit und Gleichgültigkeit macht man sie nur noch übelläuniger und mißtrauischer.

d) Wenn man sich nicht geneigt fühlen sollte, den Übelläunigen mit Vertraulichkeit und Gutmüthigkeit entgegen zu kommen, weil sie sich oft sogar unausstehlich machen: so suche man ihnen wenigstens nachzugeben, und sie in ihren Verstimmungen nicht weiter aufzureizen.

Wenn die böse Laune ununterbrochen fortwährt, und im Gemüthe so vorherrschend wird, daß dadurch sogar die Stimmung zu heitern und frohen Gefühlen gänzlich erlischt: so entsteht die eigentliche Schwermuth, der höchste Grad einer schweren, meistens unheilbaren Traurigkeit, die nicht selten den Wahnsinn zur Folge hat.

Bey den Melancholischen sind daher, wie bey den Wahnsinnigen überhaupt, gewisse fixe Ideen von sehnlichstem Verlangen oder heftigem Abscheu herrschend; doch unterscheidet sich diese besondere Art des Wahnsinns von den übrigen Arten desselben durch äußerste Kleinmüthigkeit, Erschlaffung, Niedergeschlagenheit und Schwäche, woraus oft Lebensüberdruß und sogar Verzweiflung entsteht.

Von der Hypochondrie unterscheidet sich die Melancholie da-

durch, daß die erstere sich ausschließend auf die fixe Idee des Körperlichen, in der Einbildungskraft sehr vergrößerten Übelbe-
findens gründet und beschränkt, und bloß aus physischen Ursachen der Leibesbeschaffenheit entsteht, z. B. aus Mangel an gehöriger Verdauungskraft und an der erforderlichen Thätigkeit der Absonderungs-Organen.

Die veranlassenden Ursachen anhaltender schwerer Melancholie sind:

a) Äußere Zufälle; z. B. großes Unglück, Verlust geliebter Menschen, Noth und Mangel, Furcht vor irgend einem Gegenstande — z. B. vor dem Tode, vor der ewigen Strafe nach dem Tode; getäuschte Erwartungen u.

b) Affecte und Leidenschaften; z. B. Neid, zu heftige Sehnsucht, Liebe, Haß, unbefriedigter Ehrgeiz u. s. w.

c) Körperliche Beschaffenheit und zwar meistens Verdrückung des Bluts und der Säfte.

Melancholie führt, wie schon bemerkt wurde, oft zur Verzweiflung und zum Selbstmorde, indem sie, durch ein wirkliches oder vermeintes Übel, den höchsten Grad verwirrender und betäubender Kleinmüthigkeit erzeugt, von dieser aber sodann die äußerste Verzagttheit und düstere Hoffnungslosigkeit hervorgebracht wird, so, daß man alle Rettung geradezu für unmöglich, folglich sich auf jeden Fall für verloren hält, in einem Abgrunde von Elend, welches man weder abzuwenden noch zu ertragen vermag, wodurch der Tod als die einzige und letzte Zuflucht erscheint. Der psychologische Gang des melancholischen Selbstmörders schreitet demnach stufenweise abwärts vom Unmuth bis zur gänzlichen Muthlosigkeit, und ist also asthenisch; das Gegentheil von dem sthenischen Selbstmorde, welcher mit Muth und rascher Entschlossenheit bey voller Kraft des Körpers und des Geistes verübt wird.

Weiskard unterscheidet zwey Arten dieses asthenischen oder verzweiflungsvollen Selbstmordes der Schwachen, Zaghaften und Muthlosen: eine nämlich, wo directe, und die andere, wo indirecte Schwäche des Körpers oder Geistes die

Oberhand hat. *Directe Schwäche* ist diejenige, welche aus unmittelbar schwächenden Ursachen, aus Kummer, Traurigkeit, Nahrungsmangel, tyrannischem Drucke u. dgl. entsteht, wodurch Menschen so mißmuthig, kraftlos und verzagt werden können, daß sie ringsumher nur Mißhandlung, Gefahr und Elend erblicken, und ihnen jeder Strahl der Hoffnung entshwindet. Dieß ist meistens der Selbstmord der Armen. *Indirecte Schwäche* nennt Weikard diejenige, welche vom Mißbrauche stärkender oder reizender Potenzen herührt. Ein asthenischer Selbstmord aus indirecter Veranlassung wäre hiernach also derjenige, welcher aus Überdruß des zu viel genossenen Lebens entspringt. Es ist der Selbstmord der Reichen, Wollüstlinge und Schwelger. „Es ist,“ wie der genannte philosophische Arzt warnend bemerkt, „sehr schwer, dieser Krankheit, wenn sie einschleicht, vorzubeugen, weil sich für Leute, welche die Welt schon bis zum Überdruße genossen haben, selten noch Gegenstände finden, welche den Geist wieder ermuntern könnten. Aus Übersuß an Geisteslebhafteit haben solche Menschen nur allzugesewind die Sphäre der Erregungen und des Genusses durchseilt: nun sind Sinne und Geist für die Wirkung fernerer Eindrücke stumpf geworden; ein Gefühl der Mattigkeit, der mangelnden Erregung und des Überdrußes zeigt ihnen die ganze Natur im Trauergewande. Die Tage sind ohne erheiternde Reize; sie sind bloß eine langweilige Fortwälzung der Zeit: das geschmacklose Leben wird für solche Menschen durchaus eine unerträgliche Last, von welcher sie sich nun zu befreien suchen, indem sie gar keine angenehmen Empfindungen von ihrer Existenz erhalten. Wenn man den Armen von seiner Armuth, den Schmerzleidenden von seinen Schmerzen befreit: so werden sie sich wieder alle glücklich fühlen. Aber jene Kranke drückt bloß die Last ihres geschmacklosen Lebens, es müßte ihnen also bloß diese abgenommen werden.“

Unter den Heilmitteln, welche man zur Erleichterung oder Hebung der Traurigkeit und Schwermuth vorgeschlagen hat, scheinen folgende die vorzüglichsten zu seyn:

a) Ärztliche Mittel, insbesondere die so genannten Blut und Säfte verdünnenden, dann alle, Herz und Nerven stärkenden Arzeneien. Auch Reiben des Körpers mit gewärmtem Flanell wird angerathen; nebstdem alle Reizmittel, welche zur Herstellung der verlornen oder geschwächten Spannkraft der Fasern dienen. Selbst durch zufällig entstandene eigentliche Körperkrankheiten und glücklich geheilte örtliche Beschädigungen, welche der Melancholische erlitt, wurde die Schwermuth schon öfter gehoben.

b) Äußere Mittel verschiedener Art, als: Zerstreuung durch angenehme Gesellschaft, Musik, Künste und Wissenschaften, Aufmunterung durch den Wechsel immer neuer Gegenstände, Schauspiele fröhlichen Inhaltes, See- und Landreisen, heiteres Klima u. s. w.

c) Mit diesen Mitteln kommen meistens noch diejenigen in Verbindung, welche direct auf Geist und Gemüth wirken. Man trachte, dem Melancholischen so wenig als möglich Zeit zur Beschäftigung mit den Gegenständen seines Kammers zu lassen. Er haftet hartnäckig an einer ihn niederdrückenden Idee; es kommt also hauptsächlich darauf an, ihn durch stärkere Empfindungen von seiner Idee abzubringen, und seiner Einbildungskraft durch neue, ergreifende Ideen eine andere Richtung zu geben. Nur dadurch kann es gelingen, ihn nach und nach zu erimuthigen und zu erheitern. Man suche ihn vorzüglich zu überzeugen, wie höchst nothwendig und heilsam es sey, die Leidenschaften zu mäßigen, Leiden und Gefahren zu verachten, und die himmlische Gabe des Lebens würdig zu schätzen. Man belehre sie durch auffallende, aus der wirklichen Welt genommene Beyspiele, daß größere Übel selten lange dauern, daß oft geringe Umstände die glücklichste Wendung hervor bringen, folglich selbst der unglücklichste Mensch die Hoffnung nie ganz aufgeben dürfe. Man führe ihm die göttliche Vorsicht und den Lohn des Dulders im ewigen Leben zu Gemüthe; man erinnere ihn an die allgemeine Achtung, deren der Standhafte sich zu erfreuen hat u. s. w.

§. 24.

Besorgniß. Furcht. Argwohn und Mißtrauen.
Grauen. Bestürzung. Scheue. Angst. Ängstlich-
keit. Verzagtheit. Kleinmuth. Schrecken.

Entsetzen.

Die schwächsten Grade der Furcht sind Bangigkeit und Besorgniß, oder das ängstliche Erwarten von Beschädigungen oder Unfällen, welche entweder uns selbst, oder das uns Angehörige möglicher Weise treffen können.

Da Furcht der eigentliche Grund-Affect ist, Grauen, Bestürzung, Scheue, Argwohn und Mißtrauen, Angst und Ängstlichkeit, Verzagt-
heit, Kleinmuth, Schrecken und Entsetzen nur verschiedene Modificationen und Formen dieses Grund-Affectes sind: so wird hier zuerst das Wesen der Furcht überhaupt betrachtet.

Furcht ist ein höherer Grad von Bangigkeit und Besorgniß, zuerst aber bloßes Gefühl, welches zum Affect noch gesteigert werden muß. Durch öftere Wiederholung des letztern entsteht die Furchtsamkeit, welche sich auf zu starke und zu lebhaftere Vorstellungen der Gefahr gründet, und um so herrschender wird, je lebhafter die Phantasie bey Schwäche der Vernunft ist.

Unter den furchterregenden Gegenständen sind zu unterscheiden:

- a) die fürchterlichen;
- b) die furchtbaren.

Fürchterlich werden diejenigen genannt, welche durch einen plötzlichen Eindruck Schrecken hervorbringen; z. B. der Anblick einer schrecklichen Gestalt; furchtbar solche, denen man als einem gefährlichen künftigen Übel ängstlich entgegen steht. Das Furchtbare erregt eine anhaltendere Gemüths-
bewegung, das Fürchterliche eine heftigere.

Die Furcht ist entweder ein bloß thierisches Gefühl, und kündigt sich, instinctmäßig wirkend gleich dem Erhaltungss-
philosoph. Arbeit. I. Band.

triebe, als Scheu und Angst vor physischen Übeln an; oder sie erscheint als eigentlich menschliches Gefühl, das ist, als die mit Geistesfreyheit bestehende Furcht vor moralischen Vergehungen, vor den Qualen des Gewissens, und vor den künftigen Strafen moralischer Vergehungen. In dieser Veredlung kann sie sich insbesondere in zweyfach würdiger Gestalt zeigen:

a) Als Furcht vor Selbstbeschämung durch Selbstentwürdigung.

b) Als Ehrfurcht, als höchst zarte Scheu vor dem Heiligen und vor der Gewissensbeschwerung.

Unter allen Arten der Furcht ist jene vor dem Gewissen allein unsiegbar; alle übrigen werden durch vermehrte Reflexion der Vernunft und durch erhöhtes Selbstbewußtseyn mehr oder weniger beträchtlich vermindert.

Darum sagt Carus: „Der Gebildete berechnet sein Schicksal und fürchtet minder. Nur der Weise fürchtet im Besitze des Charakters in jeder Lage nichts; er geht seinem zufälligen Schicksale um so unerschrockener entgegen, weil er das Nothwendige ruhig ahnt. Nicht der Tod kann ihn mit Furcht erfüllen, denn mächtiger und stärker als jedes Schicksal ist sein Geist; wohl aber einzig die Verletzung seines Gewissens und der Tod seines Geistes, die Erschlaffung der Seele.“

Eben deßhalb bestimmt dieser Psycholog die Grade der Stärke der Furcht (als eines rein-menschlichen Gefühls) nach der subjectiven Beschaffenheit und der Individualität des Fürchtenden.

Diese Grade hängen demnach davon ab:

a) Ob sich das Individuum widersetzen konnte, oder dieß zu können glaubte.

b) Ob das Individuum mehr oder weniger Unglück oder Glück erfuhr.

c) Ob der Glückliche oder Unglückliche, und in wie weit er sich bereits glücklich oder unglücklich fühlte, und dabey über Art und Quelle seines Zustandes nachdachte.

d) Auf welchem Grade der Bildung, und mit welchem herrschenden Charakter er seinem Gesichte begegnete oder entgegen ging, sowohl in Hinsicht auf sein Gefühl als auch auf sein Erkenntnißvermögen (ob mit mehr Sinnlichkeit oder mit Phantasiren) und seinen Willen.

In objectiver Hinsicht wird die Furcht um desto stärker, je dunkler ihr Gegenstand ist.

Der nachtheilige Einfluß der Furcht zeigt sich auf zwey verschiedene Arten, und zwar:

1) Daß sie die Größe der Gefahr oder des Übels sehr übertreibt.

2) Daß sie die Gefahr oder das Übel ganz anders vorstellt, als sie wirklich sind.

In beyden Fällen aber schadet sie vorzüglich dadurch, daß sie die Urtheilskraft schwächt, die Thätigkeit lähmt, den Muth, selbst für künftige Fälle irgend einer Art, raubt, und meistens sogar, eine Folge der fehlenden Besonnenheit, zweckwidrig handeln macht. Ihre heftigste Wirkung ist jedoch nur momentan.

Wenn die Furcht vor gewissen Gegenständen in einem Menschen anhaltend und herrschend geworden ist: so wurde der erste Grund dazu gewöhnlich schon in dem Alter noch unentwickelter Vernunft, durch Anfüllung der Phantasie mit schreckhaften Bildern gelegt. Dieß ist z. B. der Fall mit der Furcht vor Gespenstern. Die Furcht vor dem Tode entsteht meistens erst in den reifern Jahren. Sigt sie einmahl fest, so werden die damit Behafteten ihr ganzes Leben hindurch von ihr gefoltert. Eben dieses gilt auch von der Furcht vor Armuth oder Verarmung, welche häufig in den Jahren der zweyten Lebenshälfte, und häufig gerade bey solchen Menschen eintritt, die sich in guten Vermögensumständen befinden.

Wenn die Furcht ihre Richtung insbesondere dahin nimmt, daß sie uns bestimmt, von Andern ein nachtheiliges Urtheil zu hegen, so entstehen Argwohn und Mißtrauen. Sie folgen mehr dunkeln Gefühlen als deutlichen Gründen, und äußern sich vorzüglich in drey Fällen:

a) Wenn wir von Andern glauben, daß sie weder in Gefinnungen noch in Gefühlen mit uns sympathisiren.

b) Wenn wir uns in Andern getäuscht zu haben glauben.

c) Wenn wir in Andern die Absicht voraus setzen, uns Schaden zu wollen.

Das Grauen ist ein höherer Grad der auf bevorstehenden Übeln beruhenden Furcht; das Scheuen ein Erbeben vor gegenwärtigen Übeln, welches sich entweder dadurch äußert, daß wir uns dem, was uns ein Übel scheint, nicht nähern, oder uns von diesem Gegenstande, wenn wir ihm bereits nahe gekommen sind, eilig entfernen.

Angst ist jene Beklommenheit und Unruhe, welche aus dem Bewußtseyn der Unvermögenheit, irgend ein bevorstehendes Übel zu ertragen, zu vermeiden oder zu überwinden entsteht. So wie aus wiederholter Furcht die Furchtsamkeit entsteht, so kann die häufige Angst zur Angstlichkeit werden. Furcht und Angst sind Affecte, Furchtsamkeit und Angstlichkeit aber dauernde Zustände und eigentliche Seelenkrankheit. Die Angstlichkeit entsteht vorzüglich aus Mangel an Besonnenheit und Selbstvertrauen. Das melancholische Temperament ist die reichste Quelle derselben. Manche Affecte und Leidenschaften, wie z. B. Schwermuth, Liebe, Geiz, Ehrgeiz, Eitelkeit, Pedanterey u. m. a. haben die Angstlichkeit zur gewöhnlichen Gefährtinn.

Eine Folge der Angstlichkeit ist die Verzagtheit oder Unentschlossenheit aus Furcht, welche die mit einer Unternehmung verbundenen Schwierigkeiten oder Gefahren zu hoch anschlägt, und deshalb davon muthlos absteht.

Der Kleinmuth ist eine mit höchster Niedergeschlagenheit verbundene Furcht, welche aus kraftlähmender Hoffnungslosigkeit entsteht, irgend etwas mit erwünschtem Erfolge zu Stande zu bringen.

Das vorzüglichste Unglück des Kleinmuthes und der Verzagtheit liegt darin, daß beyde entweder ein geringfügiges Übel, für ein großes halten, und Gefahr sehen, wo keine

vorhanden ist, und daß die damit behafteten Menschen es schlechterdings für unmöglich, oder sich wenigstens für unfähig halten, zur Abwendung oder Besiegung des gefürchteten Übels, oder zur Erreichung des gewünschten Gutes, irgend etwas beizutragen.

Der Grund feigherziger Furchtsamkeit liegt nicht nur in der geistigen, sondern auch in der körperlichen Beschaffenheit des Menschen, in Schwäche der Fasern und festen Theile, in wässerigen Säften und ihrer trägen Bewegung, im dicken Blute und dem matten Kreislaufe desselben.

Entfernung aller Vorstellungen von Übeln und Gefahren, Vermeidung aller niederschlagenden Gefühle, Affecte und Leidenschaften, so wie aller anhaltenden Geistesanstrengung werden in Beziehung auf den Geist als Heilmittel der Furchtsamkeit empfohlen. Dort, wo die Quelle derselben im Körper liegt, muß dieser durch ärztliche und diätetische Mittel zur Beförderung eines festeren Fasernbaues, substanzioserer Säfte, eines besseren Blutes, eines schnelleren Umlaufes desselben, einer guten Verdauung u. dgl. gestärkt, körperliche Unthätigkeit vermieden, und fortwährende Leibesübung und Bewegung in freyer Luft angewendet werden.

Schrecken wird der in uns entstehende Abscheu vor völlig unerwarteter Gefahr genannt, der zum Entsetzen gesteigert erscheint, wenn darüber alle Besonnenheit und Geistesgegenwart verloren geht, und alle Kräfte des Menschen, die der Schrecken in Bewegung und Aufruhr setzt, gelähmt werden.

§. 25.

Neue. Reid.

Die Neue ist das unangenehme Gefühl über den verfehlten Erfolg einer willkürlichen und unzweckmäßigen Handlung, verbunden mit einer aus dem Bewußtseyn, daß wir anders hätten handeln sollen, entspringenden Unzufriedenheit oder Selbstverachtung, je nachdem unsere Handlungsweise bloß den Regeln der Klugheit oder dem Sittengesetze entgegen war.

Sie ist ein quälender, sehr lange, oft ewig dauernder Seelenschmerz, der in die Leidenschaft der Verzweiflung übergehen kann. Der Grad ihrer Stärke beruht auf der Vorstellung der Größe des verschmerzten Glückes.

Das Gefühl der Reue ist schwer zu verbergen, und äußert sich bald in auffahrendem Unwillen, welcher in Anderen die Quelle der Unzufriedenheit zu finden sucht, bald in eigene Fehler beschönigender Selbsttäuschung, bald in schmerzlicher Betrübniß, welche aus der Vorstellung der begangenen Verletzung der Moral- oder Religionsgesetze entsteht, und endlich in besonnenem Selbstunwillen, der zunächst zur Vergütung des erfolgten Vergehens führt.

Der *Neid* ist Verdruß über fremdes Glück, und entspringt aus dem Mangel an Sympathie, aus Beschränktheit des Verstandes, aus Selbst- und Habsucht. Bey der Wahrnehmung der Freude oder des Wohlbesindens Anderer wird er zur Mißgunst, bey der Wahrnehmung fremder Leiden führt er zur Schadenfreude. Er ist Unmuth über das eigene Mißgeschick, Verdruß über fremdes Glück und fremde Vorzüge, über den Beglückten, als die wahre oder vermeinte Ursache unserer Zurücksetzung, und artet in seiner höchsten Steigerung zum Menschenhass aus, den jedes fremde Glück erbittert.

Wer dem Neide und seinen unseligen Folgen, welche im Wesentlichen in Unzufriedenheit, Verslossenheit, Bitterkeit, Feindschaft und Menschenhass bestehen, kräftig vorbeugen will, gewöhne sich an eine richtige Würdigung der irdischen Güter, ertöbte in sich jede habfüchtige Begierde über das hinaus, was er besitzt, wende den Blick von den Glücklicheren auf jene, die das Geschick minder begünstigt hat, als ihn, überschätze seinen eigenen Werth nicht, befördere die Cultur seines Verstandes und Herzens, und sey unparteyisch gegen fremdes Verdienst. Physische Hülfsmittel, diejenigen ausgenommen, welche zur Herabstimmung der Empfindlichkeit und eines reizbaren Temperamentes beitragen, werden zur Heilung der Krankheit des Neides wenig fruchten.

Nacheiferung, Betteifer, welcher in dem Bestreben besteht, achtungswerthen Menschen gleich zu kommen, oder es ihnen wohl gar zuvor zu thun, gehört eben so wenig zu dem verächtlichen Laster des Neides, als der gerechte Unmuth gegen übermäßiges Glück des Unwürdigen, und gegen sein Weghaschen der dem Verdienste gebührenden Belohnung.

§. 26.

Bewunderung. Verehrung.

Der schmelzende Affect der Verwunderung, die durch einen unsere Erwartung übertreffenden Gegenstand erregt wird, geht in den rüstigen Affect der Bewunderung über, wenn der Gegenstand so groß und erhaben ist, daß wir auch dann noch immer unsere Erwartung übertroffen fühlen, wenn er den Reiz der Neuheit für uns verloren hat. So bewundern wir den Geist Schiller's auch bey wiederholter Lesung seiner Werke. Vereiniget der Gegenstand mit Größe und Erhabenheit auch moralische Würde: so wird unsere Bewunderung zur Verehrung gesteigert.

§. 27.

Freude. Entzücken. Beförderungsmittel der Freude. Schadenfreude. Begeisterung.
Enthusiasmus.

Die Freude, welcher das unbestimmte Gefühl der Behaglichkeit und des körperlichen Wohlseyns voraus geht, ist jener angenehme Zustand des Gemüthes, in welchen wir durch einen uns mittelbar oder unmittelbar afficirenden Gegenstand gesetzt werden. Die höchste Steigerung der Freude wird Entzücken genannt, und ist von einer ungewöhnlichen Wirksamkeit der Seele begleitet. Die gemeine Freude ist bloße Lust der Sinne und Triebe, und von äußeren Objecten abhängig, die Fröhlichkeit dagegen ein edlerer Grad derselben, welcher uns mit lebhaftem Wohlgefallen an unserem gegenwärtigen Zustande, ohne deutliches Bewußtseyn ihrer Veranlassung und

Ursache erfüllt, und sich durch sanften Ausdruck in unserem Aeußeren ankündigt. Von ihr ist die Zufriedenheit als die Folge des Bewußtseyns der hinreichenden Befriedigung unserer vorzüglichsten Neigungen, verbunden mit der Reflexion auf das voraus gegangene Streben und seine Erfüllung, dem Grade nach verschieden, und wird zur Selbstzufriedenheit, wenn sie auf der Kraft unseres Selbst oder seiner Bestrebungen, oder seiner Wirkungen beruht.

Freude im edleren Sinne stimmt zur Menschenliebe, zur Verträglichkeit und Nachsicht, erhält die Gesundheit des Körpers, befördert die Heiterkeit des Geistes, macht uns gleichgültig gegen die Launen des Schicksals, und lehrt den wahren Werth der Dinge kennen. Es gibt physische und moralische Mittel, die Empfänglichkeit für Frohsinn und Freude zu befördern und zu vermehren. Mäßig reizende oder erwärmende Nahrungsmittel, die leicht verdaulich sind und die Ausdünstung befördern; ferner solche, die den Kreislauf, die Thätigkeit der Fasern und Gefäße vermehren, und den Hirnfasern die erforderliche Beweglichkeit und Spannkraft erteilen, stimmen zur Freude; eben so Musik, Tanz und zweckmäßige Bewegung und Leibesübung. In Beziehung auf den Geist trägt ein reines Bewußtseyn, das herzerhebende Gefühl der Selbstzufriedenheit wesentlich zur Fröhlichkeit bey, ja sie ist die eigentliche unversiegbare Quelle derselben, welche den Menschen lehrt, sich von Kleinigkeiten erfreuen zu lassen, und jedem Gegenstande die heitere Seite abzugewinnen.

Die aus Menschenliebe entspringende Freude über das Glück Anderer, heißt *Mitfreude* oder *sympathetische Freude*, das Vergnügen über alle Äußerungen von irgend einer Schwäche oder über das Unglück Anderer *Schadenfreude*. Im ersteren Falle ergeht sich die Schadenfreude an dem Lächerlichen und Ungereimten, im zweyten ist sie entweder ein Gefühl der Gerechtigkeit über das Eintreten schlimmer Folgen einer widerrechtlichen Handlungsweise, oder die Behaglichkeit der Trägheit, welche im Gefühle der Sicherheit sich über

die eigene ungestörte Ruhe erfreuet, oder wirkliches Vergnügen an fremdem Unglücke, welches, seiner Stufenfolge nach, sich als Neid über das größere Glück des Andern, als Mißgunst bey der Hinderung des eigenen Glückes, als nach unumschränktem, ausschließenden und unerschütterten Besiz strebende Eifersucht, und endlich als feindseliger Hang zur Schadenfreude äußert, bey welchem der Schadenfrohe ohne Hoffnung eines Gewinnes für sich, und ohne von Andern auf irgend eine Weise beleidigt worden zu seyn, sich an dem hereinbrechenden Unglücke nur deshalb ergetzt, weil es Menschen unglücklich macht, daher er eben aus diesem Grunde auch Unheil zu verbreiten und zu befördern sucht.

Die Begeisterung ist jener außerordentliche Zustand der Seele, in welchem sie, ganz eingenommen und durchdrungen von dem Gefühle für einen Gegenstand, in Entzückung geräth, und von ihm entflammt, sich in den stärksten und lebhaftesten Äußerungen ausspricht. Verwandt mit ihr ist der Enthusiasmus, welcher in dem lebhaftesten Eifer für das Wohl uns werther Personen, oder in dem glühendsten Eifer zur Ausführung uns wichtig scheinender Unternehmungen besteht. Nach der Verschiedenheit seiner Gegenstände ist er Religions-eifer, Vaterlandsliebe, Gesellschaftsgeist, sich selbst opfernde Freundschaft, außerordentliche Liebe zu dem Wahren, Guten und Schönen, zu den Künsten und Wissenschaften, und endlich in seiner edelsten Gestalt thätige Menschenliebe. Der Enthusiasmus artet in Schwärmerey aus, wenn er sich einzig in der Idee bestehende, durchaus unausführbare Verhältnisse und Erfolge, die aller Realität ermangeln, und nur in das Reich der Phantasie gehören, für wirklich bestehend oder wenigstens als erreichbar vorstellt. Es gibt eine Schwärmerey der Freundschaft und der Liebe, eine moralische, politische, philanthropische und religiöse Schwärmerey. Alle Arten der Schwärmerey beruhen auf dem Mangel oder der Beschränktheit der Urtheilskraft, und dem Mißverhältnisse derselben zu einer reizbaren starken Phantasie und Empfindsamkeit, wodurch dunkle Gefühle

und Meinungen die Übermacht erhalten, und unrichtige Vorstellungen erzeugt werden, oder wenigstens leicht Eingang finden.

§. 28.

Muth, Herzhaftigkeit, Heldenmuth, Dreistigkeit, Keckheit, Unverschämtheit, Frechheit.

Aus dem Selbstgeföhle, aus dem Bewußtseyn innerer Kraft entspringt der Muth, welcher große und gefährliche, das Maß gewöhnlicher Kräfte übersteigende Unternehmungen beginnt, den sinnlichen Schwierigkeiten kraftvoll begegnet, und den Hindernissen und Gefahren offenen und ausscharenden Widerstand leistet. Er ist mehr als bloße Furchtlosigkeit, welche in körperlicher Beschaffenheit, in Gefühllosigkeit, im Zorne, in Unwissenheit, Unklugheit oder Unvorsichtigkeit seine Quelle finden kann.

Die Herzhaftigkeit besteht in der Unzugänglichkeit für die Eindrücke des Schreckens, und ist der Schreckhaftigkeit entgegengesetzt, welche wenigstens in dem Augenblicke der eintretenden Gefahr die Fassung und Besonnenheit verliert. Sie wird zur kriegerischen Tapferkeit, wenn sie dem Schmerze nicht unterliegt, und zum Heldenmuth, wenn sie aus Enthusiasmus für Ehre, aus Sehnsucht nach Auszeichnung und Berühmtheit entsteht.

Dreistigkeit, Keckheit, Unverschämtheit und Frechheit sind Ausartungen des Muthes. Die Dreistigkeit entspringt aus dem mit Kühnheit verbundenen Bestreben, sich nichts zu vergeben; sie heißt Prahlerey, wenn sie sich in Worten äußert, und Dumm dreistigkeit, wenn sie sich dadurch ein Ansehen zu geben vermeint. Die Keckheit verachtet das Urtheil Anderer, und setzt sich darüber hinweg; sie wird zur Unverschämtheit, wenn sie dadurch imponiren will, und zur Frechheit, wenn sie der Gesetze des Wohlstandes und der Sittlichkeit spottet.

§. 29.

Zorn mit seinen Abstufungen.

Der Zorn ist ein plötzlich erregtes, heftiges Gefühl des Verdrusses über eine uns als Beleidigung, Beschränkung oder Verletzung unserer Rechte erscheinende willkürliche That, verbunden mit dem Bestreben, sie zu ahnden. Ein in seinem Ausbruche gehinderter Zorn heißt *Ärger*, und ein mit dem Streben nach Ahndung einer willkürlichen That nicht verbundenes Aufwallen bloßer *Verdruß*.

Bestandtheile des Zornes sind daher der Schrecken und das Gefühl eines unerwarteten, unsere Freyheit beirrenden Übels, die daraus entstehende Entrüstung, und der mit Kraftäußerung verbundene Trieb nach Widerstand und Ahndung. Diese ist jedoch nicht gegen die Verletzung, sondern gegen die wirklich wahrgenommene oder auch nur eingebildete Ursache derselben gerichtet, welcher unsere gereizte Phantasie, die in diesem Affecte oft sogar dem Leblosen Leben ertheilt, den Willen uns zu schaden andichtet.

Der Zorn äußert sich als Affect, als Fertigkeit und Leidenschaft. In der ersten Beziehung erscheint er stufenweise als *ungehalten*, als *böse seyn*, als *Schmollen*, nämlich als ein durch Betrübniß gemilderter Verdruß, als *Unmuth* über erlittenes oder uns angedrohtes Unrecht, als *Erbitterung* über ein empfindliches Unrecht, welches uns unverföhnlich macht, als *Unwille* über jedes Unrecht, ohne Unterschied, ob es uns oder anderen widerfuhr, als *Indignation*, gerechtes Zürnen über das Unschickliche und Unwürdige, und als *Entrüstung*, die sich über eine uns erniedrigende Behandlung kraftvoll erhebt, und diese mit Verachtung bestraft. Als Fertigkeit, als fortwährende Geneigtheit zum Zorne erscheint der *Zähzorn*, beruhend auf großer Reizbarkeit, die durch den unbedeutendsten, oft bloß scheinbaren Widerstreit aufgeregt wird, und der *Groll* eingewurzelte Gehässigkeit, mit der fortwährenden aber äußerlich nicht sichtbaren

Neigung zu schaden. Leidenschaftlich wird der Zorn als *Grimm*, als *Wuth* und *Rachgier*. Der erstere ist ausschweifender Zorn, die Wuth spricht sich in einem blinden Stürmen aus, dem die Kraft nicht gewachsen ist, und die Rache strebt nach Vergeltung.

Das größte Unglück des Zornes liegt in seinen Selbsttäuschungen, vermöge welchen er sich häufig im Gegenstande irrt, das Zufällige als Absicht betrachtet, und diese leidenschaftlich übertreibt. Das rüstige Gefühl des Unwillens kann wohl vernünftig seyn, nie aber der Zorn, der stets etwas Wildes und Ungebildetes zeigt, die Urtheilskraft einseitig einnimmt, und egoistisch und despotisch macht.

Die Unterdrückung dieses Affectes hat allerdings mit mancherley Schwierigkeiten zu kämpfen, da seine Quelle in dem Triebe nach Erhaltung eines angenehmen Zustandes liegt, und er durch Stolz, Eigenwillen, lebhafte Einbildungskraft, Verzärtlung und reizbares Temperament befördert wird. Herabstimmung und Mäßigung sind daher vor allem nothwendig, und unser vorzüglichstes Bestreben muß auf die Aneignung eines klaren und besonnenen Blickes gerichtet seyn, der überall die Wahrheit aufzufinden vermag, Selbsttäuschungen zu vermeiden weiß, und sich die Gefahren und Folgen, so wie die Hässlichkeit des Zornes recht lebhaft vorstellt.

§. 30.

R a c h e.

Übelwollen wegen vermeinten oder auch erlittenen Unrechts, verbunden mit dem Wunsche nach Wiedervergeltung, heißt *Rache*. Sie hat ihre Urquelle in dem Erhaltungstrieb, welcher sich Schutz, Sicherheit und Genugthuung gegen einen Beleidiger zu verschaffen strebt, und äußert sich als *Naturtrieb* in einem negativen Streben nach Abwendung eines unangenehmen Gefühls, so genannter Nothwehre, und in der positiven Handlung der Selbsthülfe, als *Affect* in der Entrüstung gegen fremde hindernde Willkühr, gegen die Gewalt des Stär-

keren, und in der augenblicklichen Kraftäußerung, um die Wiederhohlung der Beleidigung zu verhüten, und endlich als Leidenschaft in der Rachgier, welche in dem Wunsche besteht, dem Beleidiger Schaden zuzufügen, und in der mit Haß verbundenen Nachsucht, welche nach Unterdrückung und Vernichtung strebt.

Das Gefühl der Rache ist als bloß sinnliche Lust, und wegen des mit ihr verbundenen unedlen Nachtragens der Unterdrückung würdig. Da größere Reizbarkeit, Mangel an Sympathie, Uebersahl von Bedürfnissen, Neigungen und Leidenschaften, und durch Unglück herbeigeführte menschenfeindliche Stimmung ihre wesentlichsten Veranlassungen sind: so wird auch nur Selbstbeherrschung und Beförderung der Menschenliebe zu ihrer Heilung führen.

§. 31.

H o f f n u n g.

Die Hoffnung besteht in dem Vorgefühle eines in früher oder später Zukunft sich erst bloß möglich, dann wahrscheinlich und zuletzt als gewiß gedachten angenehmen, und unsere gegenwärtigen Verhältnisse verbessernden Zustandes. Mit der Hoffnung ist das Streben nach dem als besser gedachten Zustande verbunden, das jedoch, da es auf ein Unbestimmtes gerichtet ist, welches in der Einbildung ein Unendliches wird, nach erreichter Erfüllung, die eben deshalb nie gänzliche Befriedigung ist, wieder neue Hoffnung erzeugt. So geschieht es denn auch, daß wir vom Genuße weg wieder nach neuem Genuße streben; daß ein Leben ohne alle Hoffnung nicht denkbar ist, und daß diese den Menschen bis zum Grabe begleitet.

Zur Erregung der Hoffnung gehört ein Gegenstand, dessen Erlangung wahrscheinlich, und als ein angenehm und nützlich gedachter wünschenswerth ist, und das Bewußtseyn einer hinlänglichen Kraft, um seine Erreichung sich als möglich zu denken. Daher liegt auch ihre Urquelle in dem verstärkten

Selbstgefühle, und aus diesem Grunde hoffen die Kraftvollen, die Stolzen, die Glücklichen und Frohsinnigen so viel und so kühn.

Die Hoffnung äußert sich als Gefühl in bloß dunkler Ahnung, als Affect in ungewisser Vermuthung und einer bis zur Sehnsucht gesteigerten Erwartung, und mit Leidenschaft verbunden in zuverlässiger aber überspannter Erwartung, die entweder unerfülltes Wünschen oder gänzliche Hingebung an die Aussicht auf ein unermessliches Glück wird. Diese Grade der Lebhaftigkeit und Stärke der Hoffnung sind von der Sinnlichkeit, dem Vermögen sich verschiedene mögliche angenehme Zustände vorzustellen, von dem Genuße stärkender und reizender Nahrungsmittel, und von den dem Menschen inwohnenden Kräften und ihrer gesammten Ausbildung abhängig.

Das Kind wünscht, ehe es hofft. Die Fähigkeit zu hoffen setzt die, wenn auch nicht zum deutlichen Bewußtseyn kommende Wahrnehmung seines gegenwärtigen Zustandes und Erfahrungen voraus, die der Phantasie den Stoff zu Bildern für die Zukunft liefern. Des Kindes erste Hoffnung ist schüchternes, mit Furcht und Besorgniß der Nichterfüllung verbundenes Vorgefühl des Besizes erfahrener Annehmlichkeiten. Der Knabe und Jüngling dagegen, von noch nicht ausgebildetem Verstande, von Bequemlichkeitsliebe, leichtem Sinne und lebhafter Phantasie geleitet, vertrauen der Gunst des Glückes und erbauen sich Lustschlösser. Das männliche Alter, welches nach dem Unermesslichen strebt, erwartet die Erfüllung seiner Hoffnungen von besseren Zeiten und der besseren Nachwelt durch seine Kinder. Der Greis dagegen, dessen Phantasie bereits erstorben, dem die Hinfälligkeit des irdischen Lebens klar geworden ist, und der sich am Ziele seiner Genüsse findet, entsagt immer mehr und mehr der Hoffnung und der Furcht, und wählt sich Ergebung und Entsagung zu Führerinnen seines Lebens.

Die Hoffnung ist ein beseligendes Gefühl; sie ist die Quelle stiller Freude und geduldigen Vertrauens, die sanfte Tröste-

rinn über erlittenes Unglück, und die Schöpferinn einer frohen Aussicht, welche die Thätigkeit anregt, den Menschen aufrichtet und mitten unter den Arbeiten, Mühen und Drangsalen des Lebens aufrecht erhält. Sie zu nähren und zu stärken ist daher Pflicht, welches insbesondere durch die Weckung und Belebung unserer geistigen Kräfte und durch die Gewöhnung des Blickes, die besseren Seiten der Gegenstände aufzufinden, bewerkstelliget werden kann.

Theorie des Triebes.

§. 1.

Begehren, dessen Bedingungen oder Gesetze.

Jedes Begehren setzt ein Vorstellen voraus, und zwar das Vorstellen eines noch nicht Vorhandenen, wodurch das Subject bestimmt wird, zur Verwirklichung des verlangten Gegenstandes seine Kräfte in Thätigkeit zu setzen. Der Zweck desselben ist Befriedigung eines subjectiven Bedürfnisses, mittelst des gesuchten Gegenstandes; daher es auch häufig geschieht, daß die Erreichung des letzteren uns dennoch nicht genügt, weil unser Bedürfnis nicht befriediget ist. Dieses Begehren ist entweder ein positives Begehren, Begierde, wenn es auf die Existenz eines Gegenstandes, oder ein negatives Begehren, Verabscheuen, wenn es auf die Nichtexistenz eines Gegenstandes gerichtet ist.

Der Gegenstand, welcher die Begierde anregen soll, muß daher erstens ein Zukünftiges seyn; es muß demselben zweytens eine wenigstens dunkle Vorstellung des Objectes vorausgehen; das Begehrte muß drittens nicht nur an und für sich innerhalb der Gränzen der Möglichkeit liegen, sondern auch für die Kräfte des Begehrenden erreichbar seyn; und endlich viertens muß die Befriedigung der Begierde wenigstens in der Vorstellung Vergnügen erwarten lassen.

§. 2.

Begehrungsvermögen. Wille.

Daß der Mensch begehrt, ist Thatsache des Bewußtseyns.

Es kommt ihm daher ein Begehrungsvermögen zu, welches, als etwas Inneres, der Seele beugelegt werden muß. Das Begehrungsvermögen ist also jenes Vermögen der Seele, durch seine Vorstellungen Ursache von der Verwirklichung der Gegenstände dieser Vorstellungen zu werden.

Es gibt ein sinnliches, ein sinnlich verständiges und ein vernünftiges, intellectuelles Begehrungsvermögen. Der Grund des ersteren, welches durch das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen bestimmt wird, liegt in der Sinnlichkeit. Dieses sinnliche oder niedere Begehrungsvermögen ist rein thierisch, und der Mensch hat es mit den Thieren gemein. Im sinnlich verständigen Begehren dagegen äußert der Mensch nicht ein bloß blindes Verlangen, sondern angeregt durch ein Gefühl der Lust oder Unlust, denkt er sich das begehrte Object als Zweck, und sucht die zur Erreichung desselben führenden Mittel auf. Das intellectuelle Begehrungsvermögen dagegen wird, unabhängig von der Sinnlichkeit, durch die Vernunft allein bestimmt, deren Gesetze sich uns im Bewußtseyn ankündigen.

Sowohl das sinnlich verständige als das rein intellectuelle Begehren ist ein Wollen, heißt Wille, vermöge welchem der Mensch sich nach Vernunftgesetzen bestimmt, und seinen Gefühlen nachgibt oder widersteht. Dem Thiere mangelt ein solcher Wille, es hat nur eine, von sinnlichen Trieben abhängige Willkühr, einen Instinct, durch welchen dasselbe gerade so und nicht anders zu verfahren innerlich genöthiget wird.

§. 3.

Unorganische Triebe. Organische und animalische Triebe.

Alles Leben ist ein Treiben, ein Drängen von Innen heraus, und zeigt sich als ein Streben nach einer noch nicht erfolgten Wirkung. Alle diese Strebungen beruhen auf einem der gesammten Natur eigenthümlichen Grundtriebe, welcher auf veränderndes Formen, auf Bilden der Stoffe gerichtet ist.

Schon in der unorganischen, des Geschlechtstriebes ermangelnden Natur zeigt sich dieser Grundtrieb als Trieb zur Ruhe und Bewegung, als Trieb der Schwerkraft und der Anziehungskraft, als Trieb nach Seyn und Beharren, nach Werden und Verändern, und als Subsistenz und Wachsthum, welche sich wechselseitig beschränken, zurückhalten und nach einer bestimmten Richtung drängen.

Im engeren Sinne wird jedoch nur das aus einem inneren Grunde abgeleitete Streben nach einem als Zweck gedachten Ziele Trieb genannt, und auf die organische und animalische Natur beschränkt, weil nur diese, und nicht auch die unorganisirten Körper, nach dem Principe der Zweckmäßigkeit von uns beurtheilt werden.

Die organischen Triebe streben den Körper nach der Form der Gattung zu bilden, zu erhalten und zu ersetzen. Wir finden in der organischen Natur den Trieb nach Stoff und nach Form, das ist, nach Aufnahme und Bildung des Stoffes, den Trieb nach Nahrung, Wachsthum und Fortpflanzung.

Die animalische, die Instinct-Natur des Thieres zeigt nebst dem Erhaltungstriebe noch den Trieb nach Genuß, nach Ungebundenheit und Geselligkeit.

S. 4.

Triebe des Menschen.

Der Mensch hat als ein organisches Naturproduct auch organische Triebe, die jedoch, da ihre Wirkung nicht auf Vorstellungen beruht, dem Begehrungsvermögen nicht angehören, und daher außer dem Bereich der Erfahrungs-Seelenlehre liegen. Er hat aber auch animalische und geistige Triebe, welche beyde dem Begehrungsvermögen zukommen, als ein dunkles oder mit Bewußtseyn verbundenes Streben nach einem Ziele, das als Zweck gedacht wird, erklärt werden, und daher den Nahmen der Triebe vorzugsweise verdienen.

Die Eintheilung der Triebe in animalische und geistige gründet sich auf die sinnliche und geistige Natur des Menschen.

Das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen ist die Grundlage alles sinnlichen Begehrens, und daher ein Grundtrieb des sinnlichen Begehrungsvermögens. Dieser Grundtrieb, welcher der Trieb nach Vergnügen oder Genuß genannt wird, ist angeboren; alle anderen sinnlichen Triebe erscheinen bloß als besondere Anwendungen des Grundtriebes, und werden abgeleitete Triebe genannt. Der Mensch hat aber auch höhere Neigungen, welche nicht im Körper, sondern im Seelenvermögen ihren Grund haben, und geistige Triebe genannt werden. Sie werden im Erkenntniß- und Begehrungsvermögen angetroffen, und hiernach in Erkenntniß- und Willenstriebe eingetheilt.

Zu den Erkenntnistrieben gehören:

1) Die Neigung zum Wissen, Wißbegierde oder der Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern; sie unterscheidet sich von der Neugierde dadurch, daß diese bloß neue Vorstellungen verlangt, jene aber nach Erkenntnissen strebt.

2) Der Nachforschungstrieb oder das Verlangen, die Ursachen der Erscheinungen zu erforschen.

3) Der Trieb zur Ordnung oder systematischen Verknüpfung unserer Erkenntnisse.

4) Der Trieb der Mittheilung unserer Vorstellungen.

Zur Entwicklung und Ausbildung der Erkenntnißkräfte und der dem Menschen innewohnenden praktischen Anlagen hat ihm die Natur den Trieb nach Geselligkeit, den Trieb außer sich thätig zu seyn, den Trieb nach Kraftbehauptung und Vermehrung, nach Unabhängigkeit, Herrschsucht, Auszeichnung, Eigenthum und Besitz gegeben, welche sämmtlich zu den Willenstrieben gerechnet werden.

§. 5.

Begierde. Hang. Neigung. Leidenschaft. Affect.

Begierde heißt der Wunsch nach Verwirklichung, nach

Erreichung eines nicht Vorhandenen, eines Zukünftigen; die habituelle Stimmung des Begehrungsvermögens, wodurch dem Subjecte das Entstehen einer gewissen Begierde erleichtert ist, wird *Hang*, und die dauernde habituelle Begierde *Neigung* genannt.

Die *Leidenschaft* ist eine heftige Begierde, gegen welche die von ihr beherrschten Seelenkräfte sich leidend verhalten, ohne daß jedoch die Vernunft gänzlich unterdrückt würde. Der Leidenschaft steht demnach die Vernunft als ein leidendes Vermögen gegenüber, und kann daher auch nur in vernünftigen Subjecten, nicht aber in dem Thiere Statt finden. Der *Affect* ist eine momentane, ungezügelter Aufwallung, welche die Fassung des Gemüthes aufhebt, und die freye Selbstbestimmung erschwert. Affecte und Leidenschaften unterscheiden sich dadurch, daß die ersteren in einem erhöhten und überfließenden Gefühle mit geringer Bestrebung, die anderen in überwältigender, mit heftigem Streben verbundener Begierde bestehen; daß jene sich als übereilt, aufbrausend, unbesonnen und vorübergehend charakterisiren, diese dagegen dauernd sind und immer tiefer einwurzeln; daß jene dem Temperamente, diese dem Charakter anzugehören scheinen.

§. 6.

Grade der Leidenschaften und Ursachen ihrer Stärke.

Die Leidenschaften lassen verschiedene Abstufungen zu, und erreichen in der That den höchsten Grad ihrer Stärke.

Die Stärke der Leidenschaften ist im Wesentlichen abhängig:

- 1) Von dem ihnen zum Grunde liegenden Triebe.
- 2) Vom Temperamente und Alter des Menschen.
- 3) Von der Reizbarkeit, Stärke und Lebhaftigkeit der Phantasie.

4) Von der durch sie erweckten Menge und Mannigfaltigkeit der Vorstellungen.

5) Von der Vorstellung der erwarteten Lust oder Unlust.

6) Von der Menge oder Größe eintretender Hindernisse, welche nach Verschiedenheit der Fälle die Leidenschaft verstärken oder schwächen.

7) Von der Gewohnheit und öfteren Befriedigung einer Neigung.

8) Von den Nahrungsmitteln, in so fern durch sie auf die Reizbarkeit des Körpers überhaupt, oder einzelner Organe gewirkt wird.

§. 7.

Eintheilung der Leidenschaften.

Vor Kant theilte man die Leidenschaften in sinnliche und vernünftige. Da aber die Leidenschaften vermöge ihrer Natur alle sinnlichen Ursprunges sind: so muß man zur Rechtfertigung dieser Eintheilung jene Leidenschaften, deren Befriedigung in sinnlichen Genüssen besteht, sinnliche Leidenschaften nennen, und unter dem Ausdrücke vernünftige Leidenschaften diejenigen verstehen, die dem Verstande Befriedigung gewähren.

Kant theilte der Quelle nach die Leidenschaften in angeborene und erworbene, wovon die ersteren ihren Grund in angeborenen Trieben und Bedürfnissen, die anderen aber in solchen Bedürfnissen finden, die sich erst in der Gesellschaft und durch die Cultur entwickeln.

Es kann aber auch die Richtung des Grundtriebes der menschlichen Natur, vermög welcher er sich mit dem Selbstgeföhle, dem Mitgeföhle oder mit beyden verbindet, der Eintheilung der Leidenschaften zur Grundlage dienen. Dieser Trieb umfaßt, verbunden mit dem Selbstgeföhle, den Stolz und alle dahin gehörigen Leidenschaften, verbunden mit dem Mitgeföhle, Liebe, Freundschaft, und da der Mensch Genuß verlangt, die Leidenschaften für jede Art von Selbstvergessenheit; im Trunke,

vereint mit dem Geschlechtstrieb in der Wollust, vereint mit dem Triebe nach Eigenthum im Geize und der Habsucht, und endlich verbunden mit dem Selbst- und Mitgefühl im Ehrgeiz und in der Ehrsucht.

§. 8.

Stolz.

Der Stolz entspringt aus dem, mit übermäßigem Selbstgefühle verbundenen Triebe, und besteht nach der allgemeinsten Bedeutung in einem Streben nach Sicherung, Behauptung und Erhöhung unseres Selbst in Vergleichung mit Anderen neben uns. Der Stolz äußert sich also durch Ansprüche, durch ein Wohlgefallen an der Erhebung über Andere, und an dem wahren oder eingebildeten Selbstwerthe, durch Überschätzung der wirklichen Vorzüge und durch die Forderung auf Verehrung, Bewunderung und Gehorsam.

Man unterscheidet einen edeln und unedeln Stolz. Der erstere beruht auf dem Bewußtseyn unabhängiger Selbstständigkeit, und zwar entweder als Folge des Gefühles der Selbstzufriedenheit, verbunden mit dem Streben der Erhaltung des eigenen Werthes, oder als Folge der aus sittlicher Vollkommenheit entspringenden Selbstschätzung, verbunden mit dem Streben nach Behauptung des inneren Werthes, und endlich als Folge des festen Willens nach Selbstbeherrschung und Selbstvollendung, verbunden mit dem Bestreben, seiner Menschenwürde nichts zu vergeben.

Der unedle Stolz dagegen beruht auf äußeren Zufälligkeiten, und zeigt sich als Stolz des Eingebildeten, der sich Vorzüge andichtet, als Eigendünkel des Eiteln, der seine Vorzüge überschätzt, und als Hochmuth des Aufgeblasenen, welcher verächtlich auf Andere herab sieht.

Als Abarten des Stolzes zeigen sich Herrschsucht, Despotismus und Eitelkeit. Die Herrschsucht besteht in dem Bestreben Andere sich unterwürfig zu machen, und als Werkzeuge seiner Willkühr zu gebrauchen, und führt allmählig zum

Despotismus, welcher die Freyheit Anderer zu vernichten sucht. Die Sucht zu gefallen, die Sucht, das günstige Urtheil, das wir von uns hegen, auch von Anderen anerkannt zu wissen, heißt Eitelkeit. Der Eitle richtet seine Ansprüche mehr auf Kleinigkeiten und sinnliche Vorzüge, als auf wirkliche Auszeichnung, er strebt nur nach den Zeichen der Ehre und äußerem Beyfalle, sich mit jeder Schmeicheley und selbst mit dem Lobe des Unwissenden zufrieden stellend.

Dem Stolze und der Eitelkeit steht die Bescheidenheit oder Mäßigung der eigenen Ansprüche entgegen, welche in Rücksicht unseres Werthes in Beziehung auf Andere Demuth genannt wird. Erniedrigung, Begwerfung des eigenen Selbst gegen Andere, heißt Kriecherey.

Der Gegenstand des gemeinen Stolzes und der dahin gehörigen Leidenschaften sind äußere Vorzüge, welche in die Sinne fallen, Aufsehen erregen und Einfluß verschaffen. Daraus erhellet aber auch die Nichtigkeit des Stolzes, welcher aus diesem Grunde, und wegen der mit ihm verbundenen Hartnäckigkeit, Rechthaberey, Härte, Verschlossenheit und Freudenlosigkeit verabscheuungswerth ist. Da er aus übermäßigem Selbstgefühle entspringt: so werden die Herabstimmung desselben durch unparteyische Selbstbeschauung und Selbstkenntniß, und die Belebung des Mitgefühles wesentlich zur Heilung dieser Leidenschaft beytragen.

§. 9.

G e i t.

Der Mensch strebt ursprünglich bloß nach gegenwärtigem Genuße, und dann erst nach ausschließendem Besitze und Gebrauche eines äußeren Vermögens, nach Eigenthum. Diese Neigung zum Eigenthume äußert sich entweder in dem Streben nach Erlangung irgend eines äußeren Vermögens, oder in dem Streben nach Vermehrung des Erworbenen, oder Behauptung desselben. So bald das äußere Eigenthum als Zweck an sich betrachtet wird, so bald weniger der Genuß als die Mittel des

Genusses der Gegenstand eines heftigen Verlangens werden; so gehen diese Neigungen in Leidenschaften über, deren Grund-Charakter Begehrlichkeit ist, und die man im Allgemeinen mit dem Nahmen Geiz belegt, als der starken Begierde nach einem mehr oder minder begründeten Besiz.

Der Geiz strebt nach sicherem und vortheilhaftem Besize, als dem Mittel zur Begründung einer gesicherten Zukunft. Diesem Streben liegt das Gefühl eigener Schwäche, und der damit verbundenen Furcht vor möglichen Unglücksfällen zum Grunde, die dem Geizigen jeden Genuß verbietet oder wenigstens verkleinert, obgleich er selbst eingesteht, daß er nur sammle, um zu genießen.

Der Geiz erscheint unter der Form der Habsucht, der Gewinnsucht und der Sparsucht. Die erstere besteht entweder in der blinden Begierde nach Eigenthum, die keinen anderen Zweck hat, als sich in Besiz zu setzen, sey es auch, um denselben in dem nächsten Augenblicke wieder aufzugeben, oder in dem heftigen Verlangen, Alles, auch mit Beeinträchtigung Anderer, an sich zu reißen, und viele Mittel zur Befriedigung zahlreicher Bedürfnisse zu haben, und endlich in der Erwerbsucht oder dem Streben nach solchen Vortheilen, die weniger durch Mühe und Arbeit, als durch Schlaueit und List, ohne viele körperliche Anstrengung errungen werden. Die Gewinnsucht ist eine heftige, und mit lebhafter Thätigkeit verbundene Begierde, durch Fleiß oder Glück sich Reichthümer zu erwerben. Sie offenbart sich in der Spielsucht und Lottosucht und im Wuchergeiste, und schließt den, aus dem Leichtsinne erklärbaren Widerspruch in sich, daß sie das mit unsäglichlicher Mühe Erworbene häufig wieder vergeudet. Die Gewinnsucht entspringt theils aus dem Bewußtseyn vieler Bedürfnisse, theils aus Vergnügen, daher sie auch mit Verschwendung und mit Geldliebe verbunden erscheint. Diese Geldliebe äußert sich oft als die ausschließende Begierde nach dem Besize des Geldes, dieses genusslosen Zeichens, mit weitester Hinausschiebung des durch dasselbe zu verwirklichenden Genusses. In dieser

Bedeutung kann man das Geld den Vater des Geizes nennen. In der Sparsucht jedoch, welche in dem eifrigsten und heftigsten Bestreben besteht, das Erworbene fortwährend und unverringert zu erhalten, zeigt sich der Geiz in seinem eigentlichsten Charakter. Beabsichtigt sie bloß die Vermeidung zufälliger Bedürfnisse: so ist sie Kargheit; strebt sie aber sogar nach möglichster Beschränkung der Befriedigung nothwendiger Bedürfnisse: so wird sie Genauigkeit genannt. Die Kargheit entspringt entweder aus einer allgemeinen Besorgniß für die Zukunft und das künftige Wohlsseyn, oder aus Rücksicht für einen Lieblingszweck, der außer der Sphäre des Geizes liegt. So versagt sich z. B. der Gelehrte die Befriedigung mancher Bedürfnisse, um Bücher anzuschaffen. Die Genauigkeit dagegen hat keinen anderen Zweck, als die fortwährende Behauptung eines, mit keinem Gebrauche verbundenen Besizes. Zu ihr gehören die Knickerey, die es mit den unbedeutendsten Kleinigkeiten in nothwendigen Ausgaben noch genau nimmt, und die Filsigkeit, welche, unempfindlich für Anstand und Sitte, selbst die nothwendigen Bedürfnisse der Reinlichkeit vernachlässiget.

Während die Neigung zum Eigenthume den menschlichen Erfindungsgeist weckt, die zweckmäßigste Benutzung aller Natur-Producte lehrt, gesellschaftliche Vereine begründet, auf die Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit hinleitet, und die Cultur befördert, ist der Geiz die Wurzel der größten Übel. Er hemmt alle höheren Bedürfnisse des Herzens, heftet sich ausschließlich an das Sinnliche und Gegenwärtige, untergräbt Treue und Glauben, und hat Härte, Bestechlichkeit, Argwohn, List, Neid und Grausamkeit in seinem Gefolge.

Da der vorzüglichste Grund des Geizes in der bangen Sorge vor künftiger Armuth liegt, so bemühe man sich vor allem, dem Geizigen das Unnütze und Grundlose seiner allzu ängstlichen Besorgniß vor der Zukunft begreiflich zu machen, Vertrauen auf eigene Kraft in ihm zu erwecken, ihm das Übertriebene des Werthes, den er auf Geld legt, zu zeigen,

und ihm richtigere Begriffe von dem Werthe und Unwerthe der Dinge zu lehren. Auch Satyre vermag die ersten Anfänge des Geizes zu heilen, und der öffentlichen Unverschämtheit in den Äußerungen zu begegnen. In körperlicher Hinsicht suche man dem Geizigen, dessen Gefühl von Bangigkeit, Sorge und Mißmuth häufig auf dem langsamen und schweren Kreislauf seines Blutes beruht, ein dünneres Blut, einen flüchtigeren Umlauf desselben, und mehr Beweglichkeit und Lebhaftigkeit in den Fasern zu verschaffen.

§. 10.

Ehrbegierde. Ehrgeiz. Ehrsucht.

Ehre ist dem Menschen die äußere Bestätigung eines inneren Vorzuges durch Zustimmung, Billigung, Bewunderung. Das Streben nach Ehre setzt das Ehrgefühl voraus, und beabsichtigt die Erregung fremder Aufmerksamkeit und die öffentliche Anerkennung des Werthes unseres Ichs. Dasselbe äußert sich verschieden nach den Gegenständen, in welchen der Mensch seinen Werth sucht, und nach dem Umfange und der Art der Auszeichnung. Die Gegenstände sind entweder äußere Eigenschaften, als z. B. Stärke, Gewandtheit, Schönheit, oder innere Auszeichnungen, nämlich Vorzüge des Geistes oder des Herzens. In Ansehung des Umfanges ist das Streben auf Auszeichnung im Kreise seiner Bekannten, später auf Auszeichnung vor den Angesehenen und Mächtigen, dann vor den Besseren, und zuletzt auf den inneren Beyfall des Gewissens gerichtet. Eben so verschieden äußert sich der Ehrtrieb auch nach der Art der Auszeichnung, die entweder in bloß bedingtem Wohlgefallen, in Schätzung, oder in unbedingtem Achten bestehen kann.

Dieser Trieb nach Ehre, innerhalb seiner Schranken so tadellos und achtungswerth, artet in seinen Steigerungen in Ehr- und Ruhmbegierde, in Ehrgeiz und Ehrsucht aus. Die Ehrbegierde besteht in dem Streben nach Auszeichnung wahrer und eingebildeter Vorzüge; die Ruhmbe-

gierde ist auf die dauernde Anerkennung des errungenen Werthes durch die Nachwelt gerichtet. Der Ehrgeiz ist leidenschaftliches Bestreben für Erhaltung und Behauptung der Ehre, verbunden mit der Sorge, von den Kleinlichen Äußerungen der Achtung Anderer nichts zu verlieren. Der Charakter der Ehrsucht ist unersättliches Verlangen nach immer neuer und höherer Ehre.

Alle diese leidenschaftlichen Auswüchse des Ehrtriebes sind als Willenskrankheiten zu betrachten, die das Leben vergiften, den Menschen beunruhigen, und häufig auf Abwege führen. Die Vermehrung unserer Kenntnisse, eine richtige Beurtheilung der Eitelkeit äußerer Auszeichnung, die Befestigung des Grundsatzes, daß die Stimme unseres Gewissens, und die darauf gebaute Selbstachtung, weit mehr als jeder fremde Beyfall gelte, sind die zweckmäßigsten Mittel die Äußerungen des Ehrtriebes innerhalb der Schranken einer reinen und vernunftgemäßen Entwicklung zu erhalten.

§. 11.

E i f e r s u c h t.

Die Eifersucht ist mit der Mißgunst und dem Verbrusse verwandt, und entspringt aus dem Mangel an Zutrauen zu sich und an Vertrauen zu den Zusicherungen oder der Kraft Anderer. Sie wird erklärt als Unwille über einen Andern, welcher mehr Vorzüge zu haben scheint, oder sich bey Personen, deren Zuneigung wir, wo nicht ungetheilt, doch vorzugsweise zu besitzen wünschen, in Gunst zu setzen sucht. Die Eifersucht, deren Gegenstand unumschränkter, unverlierbarer, ja unerschütterter Besitz ist, entrüstet sich darüber, daß auch Andere nach demselben Objecte streben, und zittert vor der Möglichkeit seiner Theilung mit Anderen, oder seiner Aufopferung für einen Anderen. Sie beabsichtigt die Erlangung von Sachen oder Menschen, welche letzteren von ihr gleichfalls als Sachen betrachtet werden.

Um sich von dem beunruhigenden Gefühle der Eifersucht zu heilen, müssen wir unsere Selbstsucht, unsere Eigenliebe mäßigen, uns zugleich selbst genügen, und Anderen vertrauen lernen.

§. 12.

L i e b e.

Bey Betrachtung der Liebe müssen wir das Thierische, welches dem Instincte und dem blinden Triebe angehört, von dem Menschlichen unterscheiden. Die rein menschliche Liebe entsteht vor dem Geschlechtstriebe, und beruht auf der Zartheit des Gefühles. Sie ist eigentlich ein lebhaftes Bestreben mit Gegenständen, deren Eigenschaften uns zusagen, in nähere Berührung zu kommen. Sie ist ein heftiges Wohlwollen gegen Andere, welches zugleich zur Leidenschaft wird, wieder geliebt zu werden, welches mit dem Leben schon beginnt, und aus der Hinnneigung zu dem Verwandten hervor geht.

Die erste Grundform der Liebe ist die Liebe zu dem Höheren, die Kindesliebe, deren Charakter sich in Herzlichkeit, Vertraulichkeit und Unbefangenheit ausdrückt. Diese Liebe finden wir im Säuglinge als Anhänglichkeit an seine Ernährerin, bey Knaben und Mädchen im kindlichen Spiele mit allem Lebendigen, oder ihnen auch nur lebendig Scheinenden, in dem Anschließen an alle Menschen, und endlich in einem Dankgefühle gegen alles Wohlthuende, insbesondere gegen Ältern als Vermittler des Lebens.

Die zweyte Grundform der Liebe ist die Liebe zu dem Gleichen. Hierher gehören die Geschwisterliebe, die Geschlechtsliebe und die Gattenliebe. Die erstere ist das Resultat der Sympathie bey der Gleichheit des Gegenstandes, und entsteht aus dem Triebe zur Geselligkeit, und aus der Neigung zu Menschen, die der nahen und gleichen Verhältnisse wegen, in welchen wir mit ihnen leben, mit uns einerley Neigungen theilen. Ihr schließt sich zunächst die Geschlechtsliebe an, deren Funken jedoch keineswegs am niederen

Naturtriebe entzündet wird. Im Inneren lange Zeit unerkannt fortglühend, bricht er hervor bey der gewisseren Ahnung der Annäherung verwandter, einer innigen Seelenvereinigung fähigen Menschen, und führt zuletzt zu einem heftigen und ausschließenden Hinstreben zu dem gefundenen Verwandtesten. Die Gattenliebe ist aufopferndes Leben im Anderen, und auf immer unzertrennliche Vereinigung der Herzen. Aus ihr entspringt die A sternliebe, welche für und in den Erzeugten lebend, durch sie der Mit- und Nachwelt nützlich zu werden strebt.

Die Liebe erhebt den Geist, erweckt die schönsten Empfindungen und feinsten Gedanken, und ist das Triebrad der edelsten Handlungen. Obgleich sie an sich keine Leidenschaft ist, so geht sie doch leicht, besonders in der Geschlechtsliebe, in sie über. Träumerey, Sehnsucht, nagende Unruhe, ja sogar Wahnsinn sind manchemahl ihre Begleiterinnen. Milderung der Heftigkeit der Phantasie und des Temperaments, und ein kälteres Betrachten der Gegenstände und ihres inneren Gehaltes, sind die wesentlichsten Mittel diesen unseligen Folgen der Liebe vorzubeugen.

Nichtet sich die Liebe ausschließend auf unser Ich: so entsteht die Eigenliebe, Selbstsucht, die Eitelkeit, Stolz oder Eigennutz zur Grundlage haben kann. Der Selbstsüchtige hat kein Interesse für das allgemeine Beste, keines für seine Mitmenschen, als in so ferne er dadurch für sich Gewinn zu ziehen hofft, er allein gefällt sich in Allem und über Alles, und lobt er Andere: so geschieht es nur, um von ihnen dieses Lob mit Bucher zurück zu erhalten. Der Grund zur Selbstsucht, die den Menschen lächerlich und verächtlich macht, wird häufig schon in früher Kindheit gelegt. Man gestatte daher den Kindern nicht, immer von sich zu sprechen, alle Gespräche auf sich zu beziehen, alle Vorfälle auf sich anzuwenden; man lobe sie nicht beständig, man schmeichle ihnen nicht fortwährend, zeige ihnen ihre Fehler und Gebrechen und die Vorzüge anderer Menschen, um sie dadurch an Bescheidenheit und

Demuth zu gewöhnen. Erweckung der Selbstkenntniß, Vergleichung mit ausgezeichneten Menschen, und das Hinsehen auf die Zeit des Alters, in welcher die Reize des Körpers verwelkt seyn werden, und auch die geistigen Kräfte immer mehr schwinden, sind jene Mittel, die auch den eiteln Mann seine Selbstsucht mäßigen lehren können.

Nützlich dagegen ist eine mäßige Eigenliebe, welche auf unsere Erhaltung und Vervollkommenung ausgeht, uns mit einer edeln Racheiferung für alles, was groß und edel ist, erfüllt, und bloß in dem Verlangen besteht, uns von Anderen geachtet zu sehen.

§. 13.

F r e u n d s c h a f t.

Die Freundschaft ist das Bestreben, die moralische Kraft durch ein anderes Wesen zu stärken und zu erhöhen, mit demselben vereint, interessante Zwecke zu erreichen, und sich mit immer steigender Liebe zu umfassen. Sie verschmilzt mit reiner, leidenschaftsloser Liebe, und stützt sich auf allgemeines Wohlwollen, auf Menschenliebe und auf die besondere Übereinstimmung in Gesinnung und Absicht, ohne jedoch eine völlige Gleichheit der äußeren und inneren Eigenschaften nothwendig zur Grundlage zu haben.

Der Zweck der Freundschaft ist gegenseitige moralische Vervollkommenung. Ihre wesentlichsten Erfordernisse sind sympathetisches Gefühl, wohlwollende gesellige Neigungen, Bedürfniß, Theil zu nehmen, und sich anzuschließen, ein Sinn für die Vollkommenheiten des Anderen, vereint mit dem Vergnügen darüber, Einfachheit der Sitten, eine Entsagung, die über Mißverständnisse und Beleidigungen erhaben ist, und Offenheit und Aufrichtigkeit.

Carus sagt: „Die Freundschaft ist erhaben, die Liebe schön; sie ist vertrauend, die Liebe gläubig; Liebe fordert Zusage, und ist früher am feurigsten, Freundschaft wird mit den Jahren fester und entbehrt der Schwärmeren der Liebe. Wäre

Freundschaft eine niedere Gemeinschaft: so forderte sie Gleichheit des äußeren Ranges, der sich allerdings ausmessen läßt; allein, als der Ausdruck der reinsten Sympathie geht sie auf das Höchste, in dem allein Gleichheit ist, auf das Leben im Ewigen. Sie fordert Tiefe des Gemüths, daher sie kein Antheil der Gesellschaften wird. Nur unter Wenigen gedeiht sie; denn ein Band, welches Hunderte umschlingt, ist ein zu schlaffes Band, als daß durch dasselbe eine genaue Verbindung der edelsten Art geknüpft werden könnte. Verlangt sie auch nicht Tiefe des Geistes: so ist Tiefe des Herzens und Willens, überhaupt der Gesinnung, unausbleibliche Forderung. Dahin aber gehören Zuverlässigkeit, Verschwiegenheit, Treue, Harmonie mit sich selbst, ausgeschlossen werden Laune und Veränderlichkeit; es werden dazu verlangt Vertrauen, also ohne Argwohn; Wahrheit, also ohne Falschheit; Bescheidenheit, mithin ohne Eitelkeit und Empfindlichkeit, die leicht gereizt und beleidigt wird; endlich Zartheit, von der Rauheit entfernt, ja sogar ein großes Gemüth und Charakter. Unter Charakterlosen wird und kann es nicht Freunde geben. Wenn aber die Freundschaft gegenseitige Duldung der Schwäche und gegenseitiges Interesse verlangt: so wird sie durch Einbildung, wie durch Egoismus getrübt und geschwächt. Egoismus sowohl als Eigennuß, wie auch Stolz ist ihr Hinderniß. Jener sucht nur seinen Vortheil, dieser nur sich, und ist sich selbst genug."

§. 14.

H a ß.

Der Haß ist der Liebe entgegen gesetzt. Er ist Abneigung, Abwendung des Fremdartigen und Widerstrebenden, zeigt sich unduldsam gegen Eigenschaften und Meinungen, welche mit den unsrigen nicht übereinstimmen, verabscheuet gewisse Sachen oder Personen, und sucht ihnen Nachtheil zu zufügen, oder wünscht wenigstens, daß ihnen ein Ubel widerfahre. Dem Haße geht die Antipathie voraus, welche in einem unwillkürlichen Widerwillen besteht, der aus der Furcht vor einem künftigen,

schon erfahrenen oder noch unerfahrenen Übel entspringt, durch Egoismus, beleidigte Eitelkeit, Neid, Scheu vor Veränderung der Verhältnisse, physiognomische und andere Vorurtheile und Einbildungen häufig vermittelt wird, und auf der mächtigen Wirkung des ersten Eindrucks und dem Contrast der Neigungen und Charaktere beruht.

Der Form nach erscheint der Haß 1. als Affect, plötzlich gefasste Abneigung gegen einzelne Eigenschaften eines Menschen, leicht in edlen Unwillen übergehend; 2. als Leidenschaft, dauerndes Verabscheuen der Person und Abstoßen derselben; 3. als Hang, gänzliche Abwendung von den Menschen, und endlich 4. als Sucht, sich von allen entfernender Menschenhaß.

Da der Grund des Hasses in der Voraussetzung, daß Andere uns schaden wollen, und wir ihnen nicht zu widerstehen vermögen, folglich in Schwäche des Selbst- und Menschenvertrauens liegt: so müssen wir dieses zu stärken suchen, um uns dadurch vor dem Hass zu bewahren.

Theorie der Zustände.

§. 1.

Einteilung der Zustände.

Unter der Benennung Zustand des Menschen wird das mannigfaltig bestimmbare und wechselnde Verhältniß verstanden, welches die Bedingungen enthält, unter welchen er als Mensch wirkt und lebt. Hierher gehört als der allgemeinste anthropologische Zustand dieser Art der Zustand des Lebens mit seinen beyden Haupt-Modificationen, der Gesundheit und Krankheit. Die erstere besteht in der harmonischen und zweckmäßigen Wechselwirkung der menschlichen Kräfte, die Krankheit dagegen in der Störung oder Aufhebung dieses harmonischen Verhältnisses. Gesundheit ist der natürliche, Krankheit der widernatürliche Zustand des Menschen. Diese Modificationen auf das Innere im Menschen, auf den Gemüthszustand, als den eigentlichen Gegenstand der Psychologie, be-

zogen, werden wir auch natürliche und widernatürliche Zustände der Seele gewahr.

§. 2.

Natürliche Zustände.

Zu den natürlichen Zuständen gehören das Wachen, das Schlafen und das Träumen.

Das Wachen ist selbstthätiges und besonnenes Wirken; ein wachendes Gemüth heißt im Gegensatz des zerstreuten und vertieften ein gesammeltes, und verbunden mit vorfälliger, und wenigstens zu einiger Fertigkeit gebrachten Ausübung der Aufmerksamkeit und des Bewußtseyns, ein wachsameres. Das Wachen stellt sich auf diese Art als der Zustand gesammelter, unzerstreuter und ungeschwächter Kraft, als der Zustand eines lebhaften und allseitigen Bewußtwerdens, eines besonnenen Denkens und kräftigen Willens dar. Das Aufhören des Zustandes des Schlafes nennen wir Erwachen, den beginnenden Zustand der Thätigkeit aber Aufwachen, die Veranlassung desselben Erwecken, und die Vermehrung des Wachens, der Thätigkeit Aufwecken. Munterkeit, Aufgewecktheit sind Kennzeichen der geistigen Thätigkeit, und daher der Zustand des Wachens, der Regel nach mehr ein Zustand der Heiterkeit als des Trübssinnes, wie der des Erwachens mehr ein Zustand der Behaglichkeit als der Mißbehaglichkeit. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Belebenden des Wachens und Erwachens, und in der dem Munteren und Aufgeweckten eigenthümlichen Klarheit und Leichtigkeit der Vorstellungen.

Der Zustand des Wachens hat verschiedene Abstufungen bis zu dem entgegengesetzten Zustande des Schlafes. Dieser ist Ausruhen und Sammeln der Kräfte, aufgehobene Thätigkeit des Nervensystems mit fortgesetzter Vegetation. Mit dem Schlafe schwinden die Sinne und das Bewußtseyn, und der Mensch fällt für diese Zeit in das Pflanzenleben zurück, während welchem der organische Stoff ersetzt, und im umge-

kehrten Verhältnisse vom Wachen für den Organismus mehr gewonnen als verloren wird. Der Schlaf wird erregt durch alles, was die Nerven- und Muskelthätigkeit erschöpft und schwächt, wie auch durch zu schwache Erregung bey dem Einfachen und Einförmigen, daher alles einschläfert, was dem Geiste Längeweile erregt.

Träumen ist die unwillkürlich und ununterbrochen fortgesetzte Thätigkeit der Seelenkräfte während des Schlafes. Dasselbe wird als Thätigkeit charakterisirt, weil mit dem innern Leben sich kein Begriff als jener der Thätigkeit verbinden läßt. Diese Thätigkeit im Träumen, welche, wie die Erfahrung zeigt, sich auf alle Seelenkräfte, ja sogar auf das höhere Erkenntnißvermögen und die Vernunft beziehen kann, ist eine ununterbrochen fortgesetzte, wenn wir uns auch derselben nicht immer bewußt werden. Daß die Seele immer auch im tiefsten Schlafe thätig sey, erhellet daraus, weil ein gänzlichcs Aufhören aller Geistesthätigkeit während des Lebens nie Statt finden, die Ideenreihe nie ganz abgebrochen werden kann, und die Seele sich im Zustande der gefesselten äußeren Sinne, um so mehr mit dem inneren Sinne, und den in ihr liegenden Vorstellungen beschäftigt, daher sie dann häufig längst verdunkelte Anschauungen früherer Zeit hervorruft. Der Grund, aus welchem wir dieser ununterbrochenen Thätigkeit uns nicht immer bewußt werden, liegt darin, weil die Verknüpfung der Vorstellungen nach dem Gesetze der Association und nicht durch Begriffe geschieht, weil die vermittelnden Vorstellungen häufig dunkel sind, und dem Gedächtnisse nicht hinreichend eingedrückt werden. Für diese Behauptung einer ununterbrochenen Ideenfolge, einer fortwährenden Thätigkeit der Seele sprechen auch folgende Erfahrungsgründe: 1. Aus dem Schlafe plötzlich aufgeweckt werden wir deutlich inne, daß eine Reihe der Vorstellungen unterbrochen worden sey, ohne sie jedoch angeben zu können. 2. Frühere Träume, deren wir uns nicht bewußt worden waren, fallen uns durch irgend eine zufällige Veranlassung oft plötzlich ein. 3. Betrachtungen,

welchen wir am Abende nachsinnen, werden im Traume häufig fortgesetzt. 4. Der Morgen gestartet ein besseres Besinnen, ein leichteres Merken als Folge der im Traume fortgesetzten Thätigkeit der Seele. 5. Das Erwachen zu einer bestimmten Stunde des Morgens, in der wir uns wach zu werden vorgenommen haben, welches nur dadurch möglich ist, daß wir die Dauer der Zeit nach der Menge der Vorstellungen messen, da die Zeit an sich, ohne erfüllt zu seyn, kein Gegenstand einer möglichen Wahrnehmung ist. 6. Das oftmahls ängstliche Aufschreyen nach dem ersten tiefen Schlafe. 7. Das Nachtwandeln.

Der Stoff zu den Träumen liegt in der Seele, und besteht in vorhergegangenen Empfindungen und Bildern, in allem, was die Seele jemahls angeschaut, verknüpft und überlegt hat, sollte dieses auch schon vor Jahren geschehen seyn. So regellos die Träume auch immer scheinen mögen, so erscheint doch auch hier die Seele an die Gesetze der Ideen-Association gebunden, obgleich wir den Faden der Verknüpfung der Traumbilder schwer aufzufinden vermögen, weil der Übergang durch mancherley Zwischen-Ideen veranlaßt wird, die dem Gedächtnisse zur Zeit des Erwachens schon wieder entfallen sind. Die Erfahrung lehrt uns übrigens, daß diese Anreihung nach Ähnlichkeit, Gleichzeitigkeit und Folge geschieht, d. h., daß solche Ideen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit anderen hatten, oder ehemahls zugleich oder bald nach einander im Bewußtseyn vorgekommen sind, einander wecken und die verschiedenen Traumbilder erzeugen. Veranlaßt werden Träume auf mancherley Weise, insbesondere aber 1. durch Vorstellungen, mit welchen wir uns kurz vor dem Schlafengehen beschäftigt haben, in welchem Falle der Traum eine Fortsetzung derselben ist; 2. durch solche Vorstellungen, welchen wir oft und mit Anstrengung nachhängen, daher sie denn auch mit verschiedenen Ideen verknüpft durch die geringste Veranlassung erweckt werden; 3. durch äußere Empfindungen, so kann z. B. der Donner in dem Schlafenden den Traum von einer Schlacht erwecken; 4. durch körperliche Beschaffenheit, so erzeugen dickes Blut, Wallungen u. dgl. finstere, unruhige

Träume. Lebensalter, Temperament und Stand gehören zu den besonderen Ursachen der Träume.

Als Hauptkraft im Bilden der Träume bewährt sich die Einbildungskraft, durch deren Reproductionen alle Sinne innerlich fortwirken. Wir werden durch den Traum häufig in die Zeit unserer Kindheit versetzt, wir fühlen Freude und Traurigkeit, Furcht und Hoffnung, wir wünschen und verabscheuen, stellen Überlegungen an, hören und geben Rath, beantworten wissenschaftliche Fragen, oft solche, die wir früher nicht gelöst haben. Alle diese Erfahrungen beweisen, daß im Traume außer der Einbildungskraft sich auch das Gedächtniß, das Gefühls- und Begehrungsvermögen und die höheren Seelenkräfte thätig zeigen. Nur die Urtheilskraft erscheint hier der Regel nach weniger wirksam, weil die Phantasie oder das Dichtungsvermögen, welches die von der Einbildungskraft reproducirten Bilder auf die mannigfaltigste Weise bald neu verknüpft, bald wieder trennt, nicht auf das Gegebene, und um so weniger auf ein Gesetz merken läßt, und weil der schlafende Mensch unter der Herrschaft des Instinctes steht. Daher läßt sich die Übersehung des Ungereimten und Unsichtlichen in manchen Träumen erklären, und daher können auch Träume für die Gesinnung des Menschen wenig entscheiden.

Einige Wahrheit, einige Realität liegt jedoch in jedem Traume, weil der Mensch auch in diesem Zustande sich nach den allgemeinen Naturgesetzen wirksam zeigt, weil in jedem Traume die Individualität des Menschen mitwirkt, daher auch jeder anderes träumt, und weil endlich dem Traume wirkliche Urveranlassungen zum Grunde liegen. Das Täuschende im Traume entspringt aus der vorherrschenden Stärke der niederen Seelenkräfte, und insbesondere des Erinnerungs- und Dichtungsvermögens, und läßt sich auch aus den Individuen erklären, da Täuschungen bey vielen schon im wahren Zustande, und folglich noch viel leichter im Traume Statt finden.

Allgemein verbreitet ist der Glaube an die Vorbedeutung der Träume. Die Neigung des Menschen zum Wunderbaren,

der Hang, das Natürliche als etwas Höheres und Übernatürliches anzusehen, der Wunsch, sich über die Zukunft zu belehren, sind die Gründe, aus welchen sich diese Meinung erklären läßt. Ungebildete Menschen, welche sich die Entstehung der Träume durch Ideen-Association nicht zu erklären wissen, werden diesem Glauben sich leicht ergeben, in dem sie durch das zufällige Eintreffen einer geträumten Begebenheit oder der Auslegung eines Traumes, so wie durch die Unredlichkeit mancher Menschen, die dadurch Vortheile, Ansehen oder Einfluß gewinnen wollen, bestärkt werden.

Der Ausdruck träumen wird auch von Menschen gebraucht, welche im Zustande des Wachens durch ihre inneren Vorstellungen so beschäftigt sind, daß sie der äußeren Sinnenwelt nicht gewahr werden. Dieser Zustand des wachen Traumes wird *Reverie*, und die Menschen, die demselben oft unterworfen sind, werden *Träumer* genannt.

§. 3.

Widernatürliche Zustände der Sinne.

Die widernatürlichen Zustände der äußeren Sinne entspringen in Ansehung der, jeder Anschauung zum Grunde liegenden Empfindung aus erhöhter oder geschwächter Sensibilität der Sinneswerkzeuge, und rücksichtlich der Anschauung selbst, aus der Unvermögenheit, die Anschauungen des Sinnes zu unterscheiden. Die erhöhte Sensibilität ist Folge der Krankheit des Körpers oder des Gebrauches körperlicher Mittel; die geschwächte ist die Folge krankhafter dauernder oder vorübergehender Zustände, deren die letzteren in Verausung durch geistige Genüsse, in Schwindel, Ohnmacht, Leidenschaften und dergleichen ihre Quelle finden. Auch die krankhaften Zustände der Anschauungen, in welchen der Mensch Farben, Töne, Geruchs- und Geschmacksvorstellungen verwechselt, wie z. B. der Gelbsüchtige, können dauernd oder vorübergehend seyn. Der Hauptgrund aller dieser Zustände liegt entweder im Körper oder in der Seele, in welchem letz-

teren Falle durch diese eine Veränderung in den Sinneswerkzeugen bewirkt worden seyn muß.

Eben so betreffen die widernatürlichen Zustände des inneren Sinnes entweder die Sensibilität (Empfänglichkeit für Eindrücke), oder die unmittelbare Anschauung des inneren Zustandes. Auch hier ist die Sensibilität entweder zu sehr erhöht oder zu sehr geschwächt, und das eine wie das andere entweder dauernd oder vorübergehend. Erhöhte Sensibilität bewirkt Empfindlichkeit, geschwächte, Stumpfsinn. Der höchste Grad des Stumpfsinnes ist Blödsinn, der sich durch ein totales Unvermögen, Vorstellungen aufzunehmen und zu verarbeiten, charakterisirt. Der Blödsinn kann angeboren seyn, aber auch durch Krankheit erzeugt werden. Die Krankhaftigkeit der Anschauungen des inneren Sinnes bestehen in Dunkelheit und Verworrenheit derselben, welche durch schnelle Aufeinanderfolge, oder durch ihre Vermischung mit Einbildungen entstehen können.

S. 4.

Widernatürliche Zustände der Einbildungskraft.

Zu den widernatürlichen Zuständen der Einbildungskraft gehören Gedankenlosigkeit, das ist, Mangel an dem, größten Theils der reproductiven Einbildungskraft angehörigen Gedächtnisse, Zerstreuung, Phantasterey und Nachtwandeln.

Die Gedankenlosigkeit beruht auf dauerndem oder temporellem Verlust des Gedächtnisses, welcher sich zuweilen bloß auf gewisse Gegenstände beschränkt. Die Zerstreuung besteht in der, durch das unwillkührliche Spiel der Einbildungskraft herbey geführten Unfähigkeit seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände zu richten, und ist also einseitige Verminderung derselben durch unverhältnismäßige Zertheilung unter mehrere Gegenstände. Sie ist gleichfalls entweder eine vorübergehende, oder eine zum Fange gewordene, habituelle. Ihr

Gegentheil ist Vertiefung, das vorübergehende und willkürliche Zusammendrängen der Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, mit oftmahls unfreywilliger Außerachtlassung aller übrigen. Die Phantasterey ist habituelle Unterlassung der Vergleichung der Einbildungen mit den Gesetzen der Erfahrung. Das Nachtwandeln ist ein von solchen äußerlichen Handlungen begleiteter lebhafter Traum, welche andere Menschen bloß im wachenden Zustande auszuüben pflegen. Der vorzüglichste Grund desselben liegt in einer so weit getriebenen Erhöhung der Einbildungskraft, daß die reproducirten inneren Anschauungen die Stelle der äußeren vertreten, und von dem Nachtwandler für diese genommen werden, dessen Traumhandlungen sich auch ganz nach den Gesetzen dieses reproducirenden Bildungsvermögens an einander reihen. Die Association der Vorstellungen geschieht hier eben so unwillkürlich als im Traume, doch stärker, vollständiger, ja sogar oft regel- und zweckmäßiger, und ist überdies immer mit den ihnen entsprechenden äußeren Bewegungen und Handlungen verknüpft.

Der geringste Grad des Traumhandelns besteht im Bewegen während des Schlafes, in Geberden, Mienen, Schreyn, Weinen, Lachen und Worten. Der nächste Grad ist vom Gehen im halbwachen Zustande, im leiseren, leicht erwecklichen Schlummer begleitet, und ist also eigentliches Nachtwandeln. In diesem Zustande findet sich noch einige Empfindung, die Sinne sind wenigstens nicht alle stumpf, einige erscheinen sogar feiner und schärfer, und manche körperliche Vermögen erhöht. „Der Nachtwandler,“ sagt Reil in seinen Rapsodien, „hat eine äußere Besonnenheit, besonders wenn er an fremden Orten auftritt. Beym Anfange des Spieles befaßt er die nächsten Objecte, um sich zu orientiren. Dann liegt der Ort mit allen Gegenständen in richtigen Raumverhältnissen so lichterhell in seiner Phantasie da, daß er alles vermeidet und alles ergreift, was ihm in den Weg kommt. Das Bild des Ortes in seiner Imagination ist dem wirklichen Orte so gleich, und sein wirkliches Verhältniß zu den Gegen-

ständen in demselben so richtig gefaßt, daß er ohne Augen zu sehen scheint. Doch ist seine äußere Besonnenheit beschränkt auf solche Objecte, die in das Gespinnst seiner Phantasie passen; denn sonst würde er nicht nachtwandeln." Aus dem Angeführten wird die Kühnheit, Sicherheit und Regelmäßigkeit der Handlungen der Nachtwandler erklärbar, welche nur nach Einbildungen handeln, über die Gegenstände nicht reflectiren, und daher weder eine Gefahr sehen, noch eine Furcht fühlen. Der dritte und höchste Grad ist Wandeln im tiefsten Schlafe, mit völliger Abstumpfung der Sinne, folglich mit Unabhängigkeit von allen äußeren sinnlichen Eindrücken. Der Nachtwandler des zweyten Grades kann äußere Eindrücke aufnehmen, in seine Vorstellungsreihe bringen, daher das Spiel seiner Einbildungskraft, so wie seine Traumhandlungen durch andere veranlaßt, geleitet und abgebrochen werden können, welches im dritten Grade bey der hier obwaltenden Unabhängigkeit von äußeren sinnlichen Eindrücken nicht der Fall ist.

Die psychischen Heilmittel des Nachtwandelns bestehen darin, daß man dem Gedächtnisse eine Ideen-Verknüpfung während des Anfalles einprägt, welche in der Folge, sobald sich lebhaftere Träume einstellen, mit denselben rege wird, und den Schlafenden aufweckt, daß man den Nachtwandler, sobald er zu reden anfängt, aus dem Schlafe zu bringen suche, und ihn den festen Vorsatz fassen lasse, seine Träume zu unterbrechen. Da Handlungen, halb im Schlafe verrichtet, die erste Veranlassung zum Nachtwandeln geben können, so soll man Kindern in diesem Zustande nichts thun lassen, sondern sie erst völlig ermuntern, ehe man von ihnen fordert, daß sie etwas thun sollen.

§. 5.

Widernatürliche Zustände des Verstandes.

Die widernatürlichen Zustände des Verstandes beruhen auf absoluter oder relativer Schwäche desselben.

Zu den ersteren gehören Einfältigkeit, Dummheit, Seichtigkeit und Verworrenheit. Der Einfältige vermag wenig zu fassen, und ist unfähig, in den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung einzudringen. Von ihm ist der Bornirte und der Unmündige zu unterscheiden, deren der erstere in einem, jedoch nur geringen Umfange richtig verfahren kann, und der andere fremder Leitung bedarf, da sein Verstand sich noch nicht gehörig entwickelt hat. Dummheit ist Schwäche der Urtheilskraft, und äußert sich in falschen Urtheilen und Schlüssen, und im gewagten dreisten Handeln, da der Dumme kein Mißtrauen gegen sich kennt. Seichtigkeit ist Schwäche der Vernunft, wo dem Menschen Erkenntniß aus Gründen unmöglich ist; Mangel des Vermögens systematischer Verknüpfung wird Verworrenheit genannt.

Wird der freye Gebrauch des Verstandes durch die unverhältnißmäßig stärkere Wirksamkeit anderer Seelenvermögen gehemmt, so ist relative Schwäche desselben vorhanden, die entweder bald vorübergehend, wie beym Delirio des Fieberkranken, oder länger dauernd ist. Im letzteren Falle wird dieser Zustand Verrückung, das ist, Störung der harmonischen Wirkung der Gemüthskräfte genannt. Sie ist eigentlich eine Versetzung der Seele in einen ganz andern Standpunct, eine Versetzung der Directions-Linien der geistigen Kräfte außer ihrer Menschen-Sphäre, ein Isoliren von der allgemeinen Menschenvernunft, und folglich die tiefste Erniedrigung der Menschheit. Nach Kant zerfällt die Verrückung in Unsinn, Wahnsinn, Wahnwitz und Abergwitz.

Unsinn ist die, durch eine übermäßig lebhafte und starke Einbildungskraft bewirkte Störung des Gemüthes, oder tumultuarische Verrücktheit. Sie wird dadurch erzeugt, daß die Menge und Lebhaftigkeit der mit den Wahrnehmungen des Sinnes verknüpften Bilder der Einbildungskraft, sich mit den Anschauungen wirklicher Gegenstände dergestalt vermengen, daß wir sie nicht von einander zu unterscheiden, zu ordnen und zu

einer Erkenntniß zu verknüpfen im Stande sind. In der Unsinntigkeit liegt also der Mangel des Vermögens, Zusammenhang in die Vorstellungen zu bringen, wie denn auch der Ausdruck von Sinnen kommen, jenen Zustand bezeichnet, in welchem das Wahrnehmen unmöglich wird, und der Mensch abgeschnitten erscheint von der, in der ihn umgebenden sinnlichen Welt ausgedrückten, und seine Einbildungskraft zügelnden Vernunft.

Wahnsinn, Verrücktheit des Dichtungsvermögens, ist unrichtige Deutung der inneren und äußeren Wahrnehmungen. Der Verstand geht zwar hier nach den formellen Gesetzen des Denkens zu Werke, verfährt aber dabey irrig, indem er selbst geschaffene, aus der falsch dichtenden Einbildungskraft entsprungene Vorstellungen mit der Wirklichkeit verwechselt. Wahnsinnige zeigen List und Scharfsinn, sie führen ihre Entwürfe mit Consequenz durch, und wenn gleich die von ihnen aufgestellten, aus firen Vorstellungen entsprungenen Vordersätze falsch sind: so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß sie innerhalb ihres Wahnsinnes die Gesetze des vernünftigen Denkens befolgen. Diese Verrücktheit wird methodisch genannt, weil der Kranke die Gesammtheit seiner Vorstellungen mittelst der falschen Hauptvorstellung ordnet und verbindet.

Wahnwitz ist Verrücktheit der Urtheilskraft. Die Thätigkeit der Urtheilskraft, welche mittelst der, durch Reflexion gefundenen Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Vorstellungen allgemeine Regeln erzeugt, oder die einzelnen Vorstellungen ihnen unterordnet, erscheint in dem Wahnsinne dadurch gestört, daß die Einbildungskraft Analogien erschafft, und das als Allgemeines verknüpft, was nicht verbunden werden kann. Dem Wahnwitzigen erscheinen dann die ungleichsten Dinge gleich, er hält jene Analogien für allgemeine Begriffe, und dichtet sich eine eigene Welt, in der er die widersinnigsten Dinge als vollkommen harmonirend zusammen stellt.

Einige Verwandtschaft mit dem Wahnwize hat der Aberglaube. Der Glaube ist immer Wahrheitsinn, ein unmit-

telbares Fürwahrhalten, ein ursprüngliches und angebornes Vertrauen auf Begriffe, die eben deshalb für real gehalten werden, weil sie uns angeboren sind. Der Aberglaube ist eine Abweichung von dem ursprünglichen Glauben, er ist ein verkehrter Wahrheitsinn, bey dem die Urtheilskraft, von fehlerhaften aus der Einbildungskraft entspringenden Analogien ausgehend, den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft zuwiderlaufende Regeln aufstellt, und unter ihnen als allgemein gültigen Normen subsumirt. Es gibt einen Aberglauben der Furcht, der Ehrerbietung und des Eigennuzes. Der Aberglaube wähnt das Unendliche in dem Endlichen und Äußerem zu finden, und so das Unbegreifliche zu begreifen. Er ist blind für die nächsten und erkennbaren Ursachen, hofft von geheimen, unbekannten Kräften und ihrem zufälligen Zusammentreffen die Entscheidung seines Geschickes, ihm wird das unbedeutendste wichtig und vorbedeutend, er verliert sich in dem Überschwenglichen von Gefühlen (Mysticismus), ist voll Wundersucht und fortwährendem Bestreben, die Zukunft zu erforschen, sich durch übernatürliche Mittel vor verdienter Strafe, vor Unglück zu bewahren, oder auch Glücksgüter zu erlangen.

Aberwitz ist positive Unvernunft, folglich ein Zustand, in welchem ein der Vernunft widerstrebendes Princip die Herrschaft führt. Diese Verrücktheit wird auch systematische Verrücktheit genannt, weil der Geist sich bemüht, die mannigfaltigen Kräfte des Gemüthes nach dem vorherrschenden unvernünftigen Principe zur Einheit zu verbinden. Der Aberwichtige befolgt Grundsätze, die aller Erfahrung ermangeln, alle Erfahrung überschreiten, und macht das Unbegreifliche zum Gegenstande seines nichtigen Forschens.

§. 6.

Krankheit des Gefühlsvermögens.

Die widernatürlichen Zustände, welche sich in den Gefühlen der Lust und Unlust finden, sind gleichfalls vorübergehend

oder dauernd, und beziehen sich entweder auf die Empfänglichkeit überhaupt, oder auf die Empfänglichkeit für gewisse Arten der Gefühle, oder endlich auf die Dauer und Stärke des Gefühles.

Eine zu geringe Empfänglichkeit erzeugt Gefühllosigkeit, Unzugänglichkeit für alle Gefühle, eine zu starke hat dagegen Empfindelichkeit zur Folge, welche in dem Hange zu übermäßigen Rührungen bey Kleinigkeiten besteht. Zu geringe oder zu starke Empfänglichkeit für gewisse Arten der Gefühle erzeugt Weichherzigkeit oder Hartherzigkeit, Trübsinn und Frohsinn. Weichherzigkeit ist die Geneigtheit, von dem Leiden Anderer leicht gerührt zu werden. Härte ihr Gegentheil. Trübsinn wird, im Gegensatze vom Frohsinne, welcher letztere jedoch nicht zu den widernatürlichen Zuständen gehört, der Hang zu traurigen Gefühlen genannt.

In Rücksicht der Dauer des Gefühles lassen sich mehrere widernatürliche Zustände unterscheiden. Hierher gehören Launenhaftigkeit, Grübeley, Grillenkrankheit, Schwermuth und Melancholie. Der Launenwechsel besteht in unerwarteten Anwandlungen von Einbildungen, in Überfällen der Phantasterey. Die Grübeley ist der Hang, sich in Gegenstände zu vertiefen, die des Nachdenkens unwürdig sind, oder kein Gegenstand desselben werden können; sie ist gewöhnlich von Unschlüssigkeit und Unthätigkeit begleitet. Mit einer vorausgehenden oder nachfolgenden fixen Einbildung verbunden, geht sie in Grillenfängerey über, welche an Möglichkeiten hängt, und Grillenkrankheit oder Hypochondrie genannt wird, in so ferne sie ein Irreseyn über den Zustand des eigenen Körpers ist, und aus eingebildetem Uebelbefinden entspringt. Die Schwermuth ist ausschließendes Hängen an einer Vorstellung oder Vorstellungreihe, von welcher der Gemüthsranke nicht abzubringen ist. Die Melancholie ist gleichfalls Verweilen bey einer Vorstellung, Richtung der gesammten Kraft auf einen Zweck, und daraus

entstehender Hang überall Unglück zu sehen. Der Melancholische liebt die Einsamkeit, verliert sich in stillem Brüten, ist misstrauisch und furchtsam, lebenssatt, unveränderlich in Haß und Liebe, bey schwacher Reizbarkeit der sinnlichen Empfindung unzugänglich für äußeren Schmerz, und stets voll gespannter Aufmerksamkeit.

Zu den widernatürlichen Zuständen des Gemüthes gehören rücksichtlich der Stärke des Gefühles überhaupt alle Affecte, in so ferne durch sie der freye Gebrauch der Vernunft zeitweise aufgehoben erscheint. Insbesondere wollen wir hier nur der Tollheit und Raserey, als der mit Verrücktheit verbundenen, oft wiederkehrenden und lange dauernden Affecte des grundlosen Menschenhasses und leidenschaftlicher Feindseligkeit erwähnen.

§. 7.

Krankheiten des Begehrungsvermögens.

Da es ein rein sinnliches, ein sinnlich verständiges, und ein intellectuelles Begehrungsvermögen gibt: so lassen sich auch die widernatürlichen Zustände auf gleiche Weise eintheilen.

Zu den widernatürlichen Zuständen des thierischen Begehrens rechnet man die widernatürlichen Gelüste und Verabscheuungen. Zu jenen des sinnlich verständigen Begehrens die Leidenschaften, in so ferne sie den Menschen in dem freyen Gebrauche seiner Vernunft beirren. Dieses geschieht nun durch den beygemischten Wahn, welcher die Vorstellung für die Sache selbst hält, wie z. B. der Geizige sich an dem Gedanken ergeht, daß er alles für sein Geld haben könne, obgleich er bey der angenommenen Maxime, kein Geld auszugeben, diese Vorstellung nie zu realisiren vermag; und durch die Schwäche der Vernunft, die sich in der Wahl unzweckmäßiger Mittel offenbart. In dieser Beziehung lassen sich Thorheit und Narrheit unterscheiden. Die erstere charakterisirt sich dadurch, daß sie in werthlose Dinge Werth setzt,

und sie zu erlangen etwas aufopfert, was wirklich Werth hat. Durch Anmaßung gegen Andere und durch Egoismus geht sie in Narrheit über.

Zu den Krankheiten des intellectuellen Begehrens gehören Charakterlosigkeit, Mangel an Willenskraft, und die nicht in das Gebieth der Erfahrungs-Seelenlehre, sondern einer moralischen Anthropologie gehörigen moralischen Schwächen und Laster. Da Charakter in Beziehung auf den Willen, Handeln nach unveränderten Maximen ist: so wird Charakterlosigkeit im häufigen Wechsel angennommener Maximen bestehen. Mangel an Willenskraft entspringt aus angeborener Schwäche des Geistes, oder aus unterlassener Übung des Willens, und wird denjenigen beygelegt, die sich fortwährend mit leeren Wünschen quälen, sich höchstens Zwecke vorsezen, aber nie zur Anwendung der nöthigen Mittel gelangen. Solche Menschen bleiben in den wichtigsten Angelegenheiten unentschlossen, und geben sich gerne und leicht fremdem Einflusse hin.

§. 8.

Allgemeines psychologisches Merkmal der Verrücktheit und Ursache der Seelenkrankheiten.

Kant stellt als allgemeines und psychologisches Merkmal der Verrücktheit den Verlust des Gemeinannes auf, dessen Stelle von einem Privat-Sinne, von falscher Originalität eingenommen wird. Solche Kranke sehen und hören nun, was andere nicht sehen und nicht hören, und trauen sich eine höhere Macht und größere Einsichten zu. Übrigens ist oft nur eine Kraft, die Kraft in einer Thätigkeit verrückt, während die übrigen Kräfte in unverlegter Wirksamkeit sich äußern, so wie die Verrücktheit oft nur gewisse Punkte, ja oft nur einen einzigen betrifft.

Die Anlage zu den Seelenkrankheiten liegt als Keim in dem Menschen, und es entsteht, wenn sie einmahl zur Ent-

wickelung gekommen ist, durch öftere Wiederholung, Fertigkeit und Gewohnheit, Geneigtheit, Hang und Sucht. Diese Anlage zeigt sich in dem Vermögen, sich in einen eingebildeten Zustand zu versetzen, in der unwillkürlichen Verbindungsart der Vorstellungen, in Einfällen, deren Behandlung das Genie oder die Seelenkrankheit verräth, und in dem Vermögen, sich von der Außenwelt zu isoliren. Aus dieser allgemeinen Anlage kann nun sowohl Natur als Unnatur, Klugheit und Thorheit hervor gehen. Ohne ein Angebornes oder Erbliches, ohne organische Fehler als Hauptgrund der Verrücktheit anzunehmen, suchen die neueren Psychologen ihre Quelle in dem zuerst unwillkürlichen, dann willkürlichen Interesse der Lust und des Vorsatzes an einer naturwidrigen Richtung, welches aus dem Vermögen, sich einen anderen Zustand als den uns eigenthümlichen einzubilden oder vorzustellen, und aus dem Vermögen, sich von der Außenwelt abzusondern (Einbildung und Vertiefung) entspringt. Der Hang zu dieser naturwidrigen Richtung, zur Selbstvergessenheit und Vertiefung wird erzeugt durch zu schwache oder zu starke blinde Thätigkeit. Starke Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, verbunden mit Verblendung und Ausschweifung der Phantasie, bringen Geisteskrankheiten hervor. Hier zeigt sich also die beschränkte Richtung einer fortdauernd isolirten Kraft. Die erzeugten Bilder bemächtigen sich des Gefühles, und die Vorliebe zu ihnen denkt sie als Seyn, als Wirklichkeit. So wird das Bild, vor welchem der Mensch zuerst befremdet, dann bewundernd und endlich gläubig steht, fixirt, und es entstehen fixe Ideen, wodurch die Besonnenheit und der Gemeinssinn gestört, und logischer Eigensinn und praktische Selbstsucht erzeugt werden.

Nebst dieser allgemeinen Ursache findet sich nun in jedem Subjecte eine besondere Ursache als die individuelle Modification derselben, welche vorher aufgesucht werden muß, um die zweckmäßigsten Mittel zur Heilung der Seelenkrankheit anwenden zu können. Nächst diesen Ursachen müssen auch die Ver-

anlassungen, die theils im Körper, theils in der Seele liegen, aufgesucht werden. Die ersteren sind größten Theils zu verborgen, um sie nachweisen zu können, und überhaupt nicht ausreichend, da neben der Veranlassung durch den Körper stets eine innere Stimmung des Gemüthes vorhanden seyn muß. Die inneren, in der Seele liegenden Veranlassungen sind vielfach; vorzüglich gehören hierher: verunglückte Bildung, unglückliche Liebe, die verschiedenen Arten des Egoismus, Schwächung der Besonnenheit und Aufmerksamkeit rücksichtlich der Außenwelt, so wie der inneren Entschlüsse durch Einsamkeit, wie durch Gesellschaft und Zerstreuung, rascher Glückswechsel, Affecten u. dgl.

§. 9.

Heilung der Seelenkrankheiten.

Die Seelenkranken bedürfen nicht nur einer medicinischen, sondern auch, und zwar hauptsächlich einer psychologischen Behandlung, weil der inneren Disharmonie nur durch Eingreifen in das Innere abgeholfen werden kann. Indessen darf aber auch die ärztliche Hülfe, wegen der genauen Verbindung, in welcher die Seele mit dem Körper steht, und ihrer dadurch begründeten wechselseitigen Einwirkung nicht vernachlässiget werden.

Die psychologische Behandlung erfordert vor allem eine genaue Beobachtung des Gemüthskranken, ein tiefes Eindringen in sein Inneres und richtiges Auffassen der verborgensten Bewegungen, eine scharfe Unterscheidung des Wesentlichen und Charakteristischen von dem Zufälligen, die sorgfältigste Erforschung der besonderen Ursachen und nächsten Veranlassungen, und eine zweckmäßige Begegnung, die alles zu entfernen strebt, wodurch die krankhafte Stimmung genährt oder gar befördert würde. Hierher gehört die Entfernung aus reizbaren äußeren Lagen, aus widrigen Umgebungen, die Hinwegleitung der Aufmerksamkeit von den Gegenständen, an welche sie ein Interesse des Vorsatzes fesselt, so wie Bezähmung der Einbil-

dungskraft durch angemessene Beschäftigung, Gesellschaft u. dgl. Diese Behandlung fordert Schonung, scheinbares Nachgeben, Herablassen zu der fixen Idee des Kranken, um seine Neigung zu gewinnen, und so die Heilung vorzubereiten.

Die Heilung selbst, welche in positiver und individueller Einwirkung auf das Innere besteht, geht unmittelbar zu Werke, und ist entweder auf die Exaltation des Schlummernden und Erschlafften, oder auf Unterdrückung des Exaltirten und Übermäßigen gerichtet, um so das gestörte Gleichgewicht der Kräfte herzustellen. Sie sucht daher schwache Kräfte und Vermögen zu reizen, zu wecken, und durch Übung zu stärken, den vorherrschenden Kräften dagegen die Gelegenheit zur Wirksamkeit zu entziehen, das durch Vernachlässigung Unentwickelte oder durch Verbildung Verschröbte auszugleichen, den Kranken an die Natur und ihre Schranken zu gewöhnen, und ihn zu regelmäßiger und zweckmäßiger Thätigkeit mit anderen Menschen zu verhalten, sein sittliches Gefühl zu wecken, ihm Anlaß zu freiem Kraftgebrauche zu geben, und feste Vorsätze in ihm zu erwecken.

Durch eine, auf diese hier nur im Allgemeinen angegebenen Grundsätze, gebaute gleiche und schonende, zugleich aber auch feste Behandlung, die dem Kranken nicht nur allein das Herz aufschließt, sondern ihn auch mit Achtung, und wenn es nöthig seyn sollte, selbst mit Furcht gegen seinen Arzt erfüllt, kann es diesem möglich werden, den erloschenen Funken der Vernunft wieder zu entzünden, den gehemmten Geist zu neuem Leben zu erwecken.
